

**66.
Jahrgang
2/2026**

**Hessisches
Pfarrblatt**

Das Magazin

für evangelische Pfarrer:innen



D 1268 F

Aus dem Inhalt:

**Antirassistische
Kirche**

**Neu-Nutzung von
Sakralgebäuden**

Ostern

**Drei Fragen an
Christian Ristau**

Inhalts- verzeichnis

Editorial

Wolfgang H. Weinrich 3

Zum Cover

Sabine Gaßmann 4

Schwerpunkt

» Kritik an Rassismus –
eine geistliche Aufgabe
Johannes Böttner 5

Save the date: Rassismus 9

» Antifeminismus und rechte Aktionen
Clara Böhme 10

Ein Raum, um (wieder) Mensch zu werden
Andrea Seeger 12

Bloß keine Spanplatten
Achim Ritz 16

Rezensionen

Britta Laubvogel:
Auf dem Weg in den Ruhestand
Jens Haupt 20

Hannah Arendt:
Biographie
Sabine Gaßmann 20

Frank Schulz:
Die Zukunft des Alterns
Christian Wiener 21

Zuschrift an die Redaktion 21

Plakat „Studententag“

Wenn die Wahrheit auf der Strecke bleibt

Schwerpunkt

» Gründonnerstag wird aufgewertet
Dr. Dieter Schneberger 22

» Sehnsucht nach Erlebbarem
Dr. Dieter Schneberger 24

ekhn2030 – Wo stehen wir?
Klaus Neumeier 26

» Zuversicht bewahren –
in verstörenden Zeiten
Karl-Heinz Lerch 28

» Die Geschichte hinter dem Lied:
Die ganze Welt hast du uns überlassen
Eugen Eckert 30

Drei Fragen an

» Christian Ristau 32

Aus der Redaktion

Schattenseite 34

Lichtblick 35

Literaturempfehlung

» *Dmitrij Kapitelman:*
Russische Spezialitäten
Svenja Prust 36

Pfarrvereine

Persönliche Nachrichten 38

Neuerscheinungen / Impressum 39

Guude!

Ostermärsche! Erinnern Sie sich noch?

In den 1960er-Jahren trugen sie wesentlich dazu bei, die Debatte über Atomwaffen in Westdeutschland öffentlich zu machen. In den 1980er-Jahren (NATO-Doppelbeschluss) mobilisierten sie Hunderttausende Menschen. Die Proteste unterstützten die gesellschaftliche Stimmung, die zu Abrüstungsverhandlungen zwischen Ost und West beitrug. Vereint marschierten und vernetzten sich unterschiedliche Gruppen und Institutionen: Gewerkschaften, Kirchen, Studierende, nicht zuletzt die entstehende Umweltbewegung. Wahlprogramme wurden auf diese Weise beeinflusst, Themen auf die politische Agenda gesetzt und der Druck auf Regierungen erhöht, sich mit Abrüstung und Friedenspolitik auseinanderzusetzen.

Der größte Erfolg der Ostermärsche ist, dass sie eine langfristige Wirkung auf Gesellschaft, politische Kultur und Friedenspolitik in Deutschland haben. Bis heute finden jährlich Ostermärsche in vielen deutschen Städten statt.

Was geschieht in diesem Jahr? Sitzen wir wie die Hasen vor den Panzern und warten darauf, was sich tun wird? Sind die Drohnen, die Raketen, die Bomben aufzuhalten? Ist die Menschheit von allen guten Geistern verlassen?

Religionen enthalten ethische Lehren über Mitgefühl, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Verantwortung. Konflikte entstehen meist nicht nur wegen der jeweiligen Inhalte des Glaubens, sondern aus einer Mischung von Machtpolitik, Ressourcenknappheit, wirtschaftlichen Interessen, territorialen Ansprüchen, Identitätsfragen und historischen Traumata. Religion wird dabei häufig als Identitätsmarker oder Mobilisierungsinstrument benutzt – ähnlich wie Nationalität oder Ideologie.

Auch politische Systeme – ob Kapitalismus, Sozialismus, Nationalismus oder Theokratien – sind Werkzeuge. Sie können Solidarität fördern, Wohlstand ermöglichen, aber auch Ungleichheit verstärken, Macht ausbalancieren oder konzentrieren und Menschen gegeneinander auspielen. Wirtschaftliche Interessen und Machtstreben haben enormes Gewicht. Kriege haben ökonomische Hintergründe – Rohstoffe, Handelswege und geopolitische Kontrolle.

Gut, dass weltweit noch humanitäre Hilfsorganisationen, Friedensbewegungen, interreligiöse Dialoge und soziale Reformbewegungen existieren. Gut, dass sich Millionen Menschen weiterhin für andere einsetzen. Der Mensch ist zu Gewalt fähig, ja, aber ebenso zu Mitgefühl und Kooperation.

Ob die Ostermärsche in diesem Jahr mehr Zulauf haben, ist nicht abzusehen. Die Kirchen könnten aber dafür sorgen, dass ihre sakralen Gebäude Tag und Nacht geöffnet sind, damit Menschen Orte haben, in denen nicht nur Gottesdienste gefeiert werden, sondern lebhaft Debatten geführt werden: Über das Leben, die Würde des Menschen und den aktuell so gefährdeten Frieden. Orte, in denen unterschiedlichste Menschen ihre Gedanken über die Zukunft austauschen: Über die Freiheit, die Bewahrung der Schöpfung, Gerechtigkeit und Haltung. Könnten erzählen von Nachbarschaftskonflikten, von Bundeswehrein-sätzen bis hin zu atomaren Kriegen.

Könnten sprechen von Hoffnung,
meint

Ihr

Wolfgang H. Weinrich
Chefredakteur



Wolfgang H. Weinrich
Publizist
Darmstadt



Sabine Gaßmann
Geschäftsführung
Pfarrverein EKHN

Ein (Pulver-)Fass an Assoziationen!

Ein weißer Hase schaut auf eine düstere Kriegsszene. Könnte platt wirken, tut es aber nicht.

Es ist seine Haltung, die der Szene ihre Wirkung gibt. Aufmerksam, die Ohren gespitzt sitzt er da in all seiner pummeligen Wohligkeit und schaut auf die Finsternis im Hintergrund. Wird es gleich krachen? Rollen die Panzer gleich die Häuser platt, die man schemenhaft sieht, oder sind das schon Ruinen? Am Horizont wird es heller, aber es ist eine andere Helligkeit als die des Hasenfells; sie ist rötlich angehaucht und das verheißt nichts Gutes!

Der Hase wirkt nicht verschreckt, eher ein wenig ratlos, resigniert, ganz so als dächte er (womit ich ihn natürlich vermenschliche): Was für einen Schlamassel richten die Menschen hier wieder an. Wie elendig ist es, dass das immer wieder passiert.

Es rieselt ihn den schönen weißen Hasenrücken herunter, ob so viel Dummheit, die er gezwungen ist zu sehen – und wir auch. Was soll man dazu sagen, mag er denken, wie kommen wir da wieder heraus?

Und das ist es ja leider, was wir aus dem Bild auch herauslesen können: Wir kommen da so leicht nicht wieder heraus, zu gewaltig sind die Verwerfungen, zu groß die Idiotie, zu heftig das unbedingte Machtbestreben an entscheidenden Stellen.

Ich frage mich, wo der Hase herkommt? Hat ihn jemand aus dem Hut gezaubert und er sollte eigentlich eine weiße Taube werden? Ist er vom Himmel gefallen? Vielleicht soll er eine „Leuchtfigur“ darstellen, die uns in ihrer strahlenden Reinheit Mut machen soll, dass es doch immer wieder hell wird, und wenn es vorher noch so dunkel war?

Die Assoziation im Hinblick auf die Ostergeschichte zu wagen, liegt hier nahe (und zwar nicht wegen der Hasenfigur). Auch an Ostern musste die Verzweiflung erst spürbar werden und es ganz dunkel werden, bevor neue Hoffnung keimte.

Es wird keine sicheren Antworten geben, heute nicht und morgen auch noch nicht. Es wird uns nur bleiben, dieses „Standbild einer Erschütterung“ immer und immer wieder zu betrachten und uns vor Augen zu halten, was alles auf dem Spiel steht. Ich, Sie, wir alle, sind aufgefordert – „Tauben“ aller Art unter uns zu verbreiten und herbeizuzaubern, damit im Kleinen das gelingt, was im Großen derzeit so gar nicht gelingen will, ja stellenweise noch nicht einmal angestrebt wird – Verständigung, Kompromiss, unbedingter Friedenswille.



Kritik an Rassismus – eine geistliche Aufgabe

Die evangelische Kirche versteht sich gern als weltoffen, partnerschaftlich und menschenfreundlich. Doch bei genauerem Hinsehen zeigt sich deutlich: Kirche ist kein rassismusfreier Raum und bei weitem kein „Save-Space“ für Menschen mit bestimmten Hautfarben. Kirche ist vielmehr Teil einer Gesellschaft, deren Strukturen von historischen Machtverhältnissen, Ausschlüssen und Ungleichheiten geprägt sind, die bis heute in die Kinderköpfe eingepflanzt werden.

Wer Kirche zukunftsfähig gestalten will, kommt an einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte nicht vorbei, was durchaus schmerzhaft sein kann. Um die förderlichen Strukturen für Rassismus zu verlernen, braucht es ehrliche Gespräche zwischen unterschiedlichen Menschen. Solche Begegnungen können viel bewirken. Und doch ist allen klar: Es ist ein langer Weg.

Die EKD-Tagung „Rassismuskritische Kirche in der superdiversen Gesellschaft“ in der Evangelischen Akademie in Hofgeismar im Februar dieses Jahres setzte genau dort an. In den Diskussionen wurde deutlich: Rassismuskritik ist kein Thema für Spezialist:innen, sondern eine grundlegende Frage kirchlicher Glaubwürdigkeit: Wie gehen wir um mit echter Schuld und gefühlter Unschuld, mit den scheinbaren Selbstverständlichkeiten der deutschsprachigen Theologie? Wie reagieren wir angemessen auf gesellschaftliche und kirchliche Veränderungen vor dem Hintergrund einer weißen Dominanz?

Gast der Tagung war auch **Sarah Vecera**, eine wichtige Stimme im innerkirchlichen Diskurs. Hauptberuflich ist sie Referentin bei der Vereinten Evangelischen Mission VEM, engagiert sich ehrenamtlich im Verein Phoenix für gegenseitiges Verständnis. Sie verbindet Rassismus-kritische Analyse mit theologischen Fragen und der kritischen Überprüfung gegenwärtiger kirchlicher Praxis.

Beizahlreichen Diversitäts-Schulungen, Lesungen und Seminaren spricht sie darüber, warum Rassismuskritik eine geistliche Dimension hat, was Kirche konkret verändern muss – und warum Zuhören oft der erste und wichtigste Schritt ist. Sie ist ein „Brückenmensch“ und erlebt immer wieder die plattesten, rassistischen Übergriffe, wie der Griff in die Haare oder nach der Haut. Sie wuchs auf als Kind einer christlichen Mutter aus Deutschland und eines muslimischen Vaters mit pakistanischen Wurzeln. Ihre ambivalenten Kindheitserfahrungen hat sie erst spät als Freiwillige der VEM in der internationalen Ökumene reflektiert, mit der sie bis heute eng verbunden.

Welche Erfahrungen machen dir Mut, dass Kirche das Thema Rassismus wirklich bearbeitet?

Es gibt sehr viele hoffnungsvolle, mutmachende Momente. An erster Stelle sind es die zahlreichen Follower:innen auf Instagram (@moyo.me), die Hörer:innen unseres Podcasts (Stachel und Herz) und die Leser:innen meiner Bücher. Das sind ja alles Menschen, die den Ist-Zustand so nicht mehr akzeptieren und etwas verändern wollen.



Johannes Böttner

Pfarrer

Niedenstein, Wichdorf



Audio-Datei des Beitrags



Daran sehe ich vor allem, dass da was in Bewegung ist von der Basis. Menschen wollen keine homogene Kirche mehr und es gibt auch konkrete Bewegungen zu mehr Vielfalt: Kirchen, die verbindliche Schutz- und Beschwerdewege einführen; Leitungen, die Zuständigkeiten und Budgets benennen; Synoden, die sich auf den Weg machen; Gemeinden, die Bilder, Lieder und Sprache überprüfen und Ausbildungen, die Rassismuskritik einfordern und etablieren.

Was sind die drängenden Fragen für eine Kirche, sie sensibel mit dem Thema Rassismus umgeht?

Für mich sind die Fragen nach Macht und Verantwortung wichtig: Wer entscheidet, wer wird gehört, wer wird geschützt? Es braucht grundlegende Strukturen in der Kirche statt Aktionstage. Doch wo sind die Budgets, die Zuständigkeiten und das Monitoring?

Es braucht Beschwerdewege für Kinder und Erwachsene: niedrigschwellig, vertraulich, wirksam. Ebenso müssen wir die Repräsentation in Bildern, Kanzeln, Gremien überdenken. Wer ist sichtbar, wer bleibt Dekoration?

Auch die Verzahnung mit der Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt gilt es zu bedenken. Beides sind Machtfragen – Schutz muss systematisch werden, nicht kampagnenförmig.

Welche gewohnten Traditionen müssen biblisch-christlich kritisch geprüft werden?

Vieles, was wir „Tradition“ nennen, ist in Wahrheit Gewohnheit der Mehrheit. Ein Beispiel: der weiße, bürgerliche Jesus. So ist er in vielen Köpfen und Bildern – sanft, unangefochten, sehr „Mitte“. Der Jesus der Evangelien steht aber am Rand: bei Frauen, Kranken, Arbeiter:innen, Migrant:innen, Menschen ohne Status. Wenn wir ihn dort ernst nehmen, können wir uns keine Kirchenpraxis leisten, die die Mitte schützt und Kritik vom Rand her versucht zu beruhigen.

Biblisch war Kirche nie homogen. Pfingsten ist Mehrsprachigkeit pur. In den ersten Gemeinden sitzen Reiche und Arme, jüdische und nicht-jüdische Menschen, Freie und Versklavte zusammen; Hausgemeinden entstehen unter Leitung von Menschen wie Lydia – nicht als Deko, sondern als Leitungspraxis. Vielfalt war so sehr da und ist uns irgendwo verloren gegangen.

Darum schaue ich kritisch auf Traditionen, die uns in ein weißes, ökonomisch starkes, akademisiertes Selbstbild einschließen: auf ein unmarkiertes „Wir“ in Sprache und Liturgie; auf Bilder, die Stereotype reproduzieren; auf Missionsgeschichten, die Machtgefälle romanisieren. Ich will das nicht zerstören, sondern reflektieren, was wir da eigentlich so selbstverständlich glauben, lehren und predigen.

» Wir sind alle rassistisch sozialisiert. Ich auch. Rassismus ist ein historisch gewachsenes, global existierendes, ideologisches Unterdrückungssystem. Genauso wie das Patriarchat. «

» *Der Jesus der Evangelien steht aber am Rand: bei Frauen, Kranken, Arbeiter:innen, Migrant:innen, Menschen ohne Status. Wenn wir ihn dort ernst nehmen, können wir uns keine Kirchenpraxis leisten, die die Mitte schützt und Kritik vom Rand her versucht zu beruhigen.* «

Du hast gesagt „Alle Menschen sind von Rassismus“ betroffen. Darin stimmen andere Rassismusforscher:innen wie z.B. Dr. Nathalie Ehleyt nicht zu. An welche Form von Rassismus denkst du dabei?

Wir sind alle rassistisch sozialisiert. Ich auch. Rassismus ist ein historisch gewachsenes, global existierendes, ideologisches Unterdrückungssystem. Genauso wie das Patriarchat. Wir sind auch alle sexistisch sozialisiert – auch Frauen. Demnach sind wir alle betroffen. Ob wir wollen oder nicht und unabhängig davon, ob Erwachsene aus unserer Kindheit uns das beibringen wollten oder nicht. Wir leben in einer Welt, die von Diskriminierung strukturiert wird. Davon kann ich auch meine Kinder nicht fernhalten. Das meine ich damit, dass alle betroffen sind. Natürlich sind wir unterschiedlich betroffen: die einen werden strukturell benachteiligt und die anderen bevorteilt. Niemand hat sich die eigene Rolle jedoch ausgesucht. Wir haben darin verschiedene Aufgaben: „Schutz und Empowerment“ für die Einen und „Verlernen und Erkennen“ für die Anderen. Beides sind Wege, die wir gehen müssen und beide Wege sind tief in uns verankert und nicht leicht zu gehen.

Viele rassistische Begriffe, Geschichten und Riten, die früher unhinterfragt benutzt wurden (z.B. Mohrenkopf, Mohrenstraße, Pipi Langstrumpf in Taka Tuka Land, Black-Facing beim Krippenspiel), sind heute weitgehend als politisch-inkorrekt geklärt und werden von vielen Menschen nicht mehr benutzt. Andere gehen bewusst wieder auf die Begriffe zurück mit dem Hinweis „Das wird man doch wohl noch sagen dürfen“. Wie gehst du mit solchen Roll-Back-Bewegungen um?

Begriffe und Bilder sind nie neutral; sie haben Geschichte und Wirkung. Hinter diesem „Roll-Back“ steckt ja oft Angst vor einer Welt, die sich rasant verändert. Ehrlich gesagt, diskutiere ich wenig, sondern höre den Menschen erstmal zu und arbeite nicht mit Verboten. Ich erkläre die Dinge und erwachsene Menschen können dann selbst entscheiden, wo sie Verantwortung übernehmen wollen und wo nicht. Meine Erfahrung ist, je weniger ich bewerte, sondern einfach erkläre, desto offener sind Menschen, ihr eigenes Verhalten zu reflektieren. Das ist nicht immer einfach heutzutage, aber möglich. Zur Antirassismus-Arbeit gehört vor allem Fingerspitzengefühl, echte Zugewandtheit und Empathie zu den Menschen, die in meine Veranstaltungen kommen. Das musste ich über Jahre lernen.

Du stehst mit deiner Person und deiner Geschichte für das Thema der rassismussensiblen Kirche ein. Menschen verbinden dich mit dem Thema – im positiven, wie im negativen Sinn. Ist stelle mir das zuweilen auch anstrengend vor mit den Shitstorms umzugehen, die auf dich einprasseln. Woher ziehst du deine Kraft, um weiterzumachen? Für was möchtest du stehen?

Meine Kraft ziehe ich aus meinem Glauben. Ich bin fest davon überzeugt, dass eine machtsensiblere Kirche den biblischen Vorstellungen von Gemeinschaft entspricht. Um dafür in der Öffentlichkeit stehen zu können, habe ich mit der Vereinten Evangelischen Mission eine internationale Gemeinschaft als Arbeitgeberin hinter mir stehen, die mir voll und ganz den Rücken stärkt und mich aktiv schützt mit allem, was an juristischem, mentalem und physischem Schutz leider nötig ist. Zudem habe ich ein richtig schönes, soziales, privates Umfeld, was mich zu einem super glücklichen Menschen macht.

Ich will nicht als Empörungsfigur stehen, sondern als jemand, die die Liebe Gottes ernst nimmt und (vor-)lebt: Gnade statt Schamlogik, Schutz statt Symbolpolitik, Strukturen statt Slogans. Dafür will ich stehen!

Kannst du dir mit Kindern „Jim Knopf und die Lokomotive“ anschauen, ohne dich zu ärgern?

Nö, deswegen tue ich das auch nicht. Es gibt so viel andere Bücher und Filme heutzutage. Ich muss das nicht aus nostalgischen Gründen lesen und gucken. Das hat auch schon bei mir als Kind ein Störgefühl ausgelöst, weil ich selbst als Kind ja auch schon als „fremd“ wahrgenommen wurde und ich kann sagen: Jim Knopf trägt jetzt nicht dazu bei, sich eher dazugehörig zu fühlen. Gleichzeitig verurteile ich auch keinen, der das heute noch liest und sieht. Jede:r hat eine andere Geschichte damit und ich kann und will nicht beurteilen, warum Menschen das lesen und sehen. Ich weise in meiner Arbeit auf die Problematik hin und zum Glück leben wir in einem Land, in dem dann jede Person selbst für sich entscheiden darf.

Du bist Initiatorin der „Alle Kinder Bibel“, die es mittlerweile in verschiedenen Ausgaben gibt. In diesen Tagen erscheint auch das Begleitbuch. Welche Rückmeldungen erhältst du aus Schulen und Kitas?

Ich erhalte sehr viel Resonanz. Kinder benennen es sehr direkt: „Die sieht so aus wie ich.“ Pädagogische Teams berichten, dass Konflikte abnehmen, wenn Materialien repräsentations-sensibel sind. Und Eltern spiegeln, dass sie sich zum ersten Mal gesehen fühlen. Kritik gibt es auch – die nehmen wir sehr ernst. Sie führt meist zu präziseren Bildern und klareren Begleitmaterialien. Über 95% der Rückmeldungen sind aber positiv und die Verkaufszahlen sprechen für sich. Seit Februar gibt es auch ein Praxisbuch, damit Erwachsene noch besser und gezielter mit den Alle Kinder Bibeln arbeiten können.

Alle-Kinder-Bibel Das Praxisbuch. Bausteine für KiTa, Kinderkirche und Grundschule

Sarah Vecera (Hg.), 1. Auflage,
Neukirchener Verlagsgesellschaft

ISBN 9783761571057
Erscheinungsdatum 09.02.2026

[rassismusundkirche.de/
material_bereich/kinderbibel/](https://rassismusundkirche.de/material_bereich/kinderbibel/)

Hier werden fortlaufend weitere Materialien zur AlleKinderBibel 1 und 2 für KiTa, Grundschule und Kinderkirche zur Arbeit mit der AlleKinderBibel eingestellt.



(Anti)rassistische Kirche!?

Offen – Vielfältig – Antirassistisch – Demokratisch

Werkstatttag 2.0

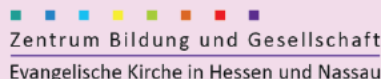
20. Juni 2026 – 10:00 bis 17:00 Uhr

Alte Johanniskirche (AJOKI), Johanneskirchplatz 1, 63450 Hanau

Mit dabei sein werden: Bischöfin Dr. Beate Hofmann (EKKW) und Kirchenpräsidentin Dr. Christiane Tietz (EKHN), Sarah Vecera (VEM), Mawuli Assimadi (Theologiestudent).

Eingeladen sind alle Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen aus EKHN, EKKW und Diakonie, die diesen Weg engagiert und kritisch mitgestalten wollen.

Es laden ein: Zentrum Oekumene der EKHN und EKKW, Zentrum Bildung und Gesellschaft der EKHN, Diakonie Hessen, Evangelische Studierendengemeinden der EKHN, Ev. Indonesische Kristusgemeinde Rhein-Main, Forum Bildung und Gesellschaft der EKKW, Stiftung Himmelsfels.





Clara Böhme

Politische Referentin
Evangelische Frauen
Darmstadt

Antifeminismus und rechte Aktionen

Antifeminismus ist eine zentrale Strategie von Rechtspopulisten und Rechtsextremisten. Sie nutzen es aus, dass Antifeminismus im Vergleich zu Rassismus oder Antisemitismus weniger als menschenfeindlich erkannt und gewertet wird.

Zentrales Anliegen von Feminismus ist, Stereotype aufzubrechen und ein besseres Leben für alle Menschen zu ermöglichen. Das etwa Jungs nicht mehr mit dem Ende der Grundschule dazu übergehen, Gefühle, die als „weiblich“ konnotiert sind, zu unterdrücken und aufhören, sie nach außen zu kommunizieren.

Antifeminismus richtet sich gegen die Beseitigung von Sexismus, gegen die Umsetzung von Gleichberechtigung oder gegen die Stärkung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung. Er ist zu einer breiten Strömung geworden,

den, die unterschiedliche gesellschaftliche, politische, religiöse und akademische Akteur:innen umfasst und sich gezielt und organisiert gegen Feminismus und geschlechtliche Emanzipationsbewegungen wendet.

Populistische und extrem rechte Akteur:innen nutzen antifeministische Narrative geschickt für sich. Ihre Präsenz und das Erstarken menschenfeindlicher Ideologien in den vergangenen Jahren in Deutschland geht mit einem Erstarken von Antifeminismus einher.

Dass Feminist:innen und die Gleichheit der Geschlechter dabei als Bedrohung für die gewohnte Ordnung inszeniert werden, fällt in der Mitte der Gesellschaft auf fruchtbaren Boden. Über antifeministische Themen können Menschen und breite Bündnisse bis weit in die politische Mitte angesprochen, mobilisiert und organisiert werden. Sie übernehmen so eine Brückenfunktion hinein in konservative oder bürgerliche Kreise.

Solche Narrative finden sich auf AfD(-nahen) Social-Media-Accounts. Wenn man nicht direkt mit dem Narrativ von der „Frau am Herd“ kommen will, spielt dort Femonationalismus eine wichtige Rolle, um sich einen Anstrich als Verteidiger:in von Frauen (und Kindern) zu geben. Femonationalismus heißt, das Frauenrechte und feministische Forderungen, wie Selbstbestimmung oder Gewaltschutz rassistisch, nationalistisch oder sexistisch instrumentalisiert werden, um migrantische Männer zu stigmatisieren.

Ein beliebtes Argument ist die Berufung auf die Meinungsfreiheit. Meinungsfreiheit und das Einfordern von Toleranz werden oft besonders von denen großgeschrieben, die andere Meinungen als die eigene nicht anerkennen und tolerieren.

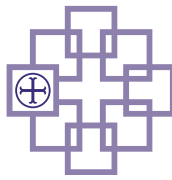
Antifeminismus bedeutet...

... das Problem der Mehrfachbelastung von Frauen damit zu lösen, dass sie sich nur auf Haushalt und Familie konzentriert.

... Transfrauen oder Männer mit Migrationshintergrund als größte Gefahr für „deutsche“ d.h. weiße Frauen darzustellen.

... Menschen vor Beratungsstellen oder Praxen zu belästigen, wenn sie einen Schwangerschaftsabbruch durchführen lassen wollen.

... den Schutz von Kindern zu nutzen, um queere Menschen zu stigmatisieren und ihre Rechte einzuschränken.



Der jüdischstämmige Philosoph Karl Popper formulierte 1945 das sogenannte Toleranz-Paradoxon: „Uneingeschränkte Toleranz führt mit Notwendigkeit zum Verschwinden der Toleranz. Denn wenn wir die uneingeschränkte Toleranz sogar auf die Intoleranten ausdehnen, wenn wir nicht bereit sind, eine tolerante Gesellschaftsordnung gegen die Angriffe der Intoleranz zu verteidigen, dann werden die Toleranten vernichtet werden und die Toleranz mit ihnen.“

Zum Schutz der Toleranz und Meinungsfreiheit müssen wir bisweilen intolerant sein und die Meinungsfreiheit muss eingeschränkt werden, wenn sie die Gesamtheit bedroht. Denn wer die Meinung anderer nicht toleriert, kann für sich selbst auch keine Meinungsfreiheit beanspruchen, da die grundsätzliche Spielregel der Toleranz nicht eingehalten wird.

Bei antifeministischen Angriffen wird oft eine emotionale Rhetorik verwendet, somit viel Aufregung erzeugt und eine hohe Mobilisierung erreicht. Einige Beispiele wurden eingangs schon

genannt: Transrechte als Gefährdung von Kindern oder Frauen, Schwangerschaftsabbrüche als angebliche Kindstötungen oder Hetze gegen migrantische Männer als Gefahr für Frauen (besonders natürlich für „deutsche“ Frauen).

Zivilgesellschaftliche Organisationen geraten immer wieder ins Kreuzfeuer massiver Angriffe und Hetze; besonders Organisationen, die sich für Rechte von Frauen und queeren Menschen einsetzen, die etwa Schwangerschaftsberatungen anbieten oder im Bereich geschlechtsspezifischer Gewalt arbeiten, aber auch allgemeine Demokratie- oder Kulturprojekte.

Wie erfolgreich diese Rhetorik ist, bei der es fast immer um Emotionen und selten um Fakten geht, egal ob im Internet, in Talkshows oder bei einem öffentlichen Auftritt, war in den vergangenen Jahren immer wieder im Rahmen von Wahlkämpfen zu beobachten: in Großbritannien, den USA und hier in Deutschland. Der Populismus der 2010er Jahre hat in vielen Demokratien das gesellschaftliche Klima nachhaltig beschädigt.

Es wird auch in Zukunft notwendig bleiben, gegen Populismus und Antifeminismus die Stimme zu erheben.

www.evangelischefrauen.de



Foto: istockphoto-1008503862



Audio-Datei des Beitrags



Andrea Seeger
Journalistin
Oberursel

Ein Raum, um (wieder) Mensch zu werden

Eine Kirche lässt sich verwandeln in eine Buchhandlung, eine Boulderhalle, ein Yogastudio, eine Kunstgalerie, ein Café, ein Nagelstudio oder auch als Raum zum Wohnen. Vieles ist möglich, trotz Denkmalschutz. Es gibt unzählige Beispiele aus aller Welt. Doch sollten Kirchen nicht generell Orte sein, an denen sich Menschen unterschiedlichen Glaubens, unterschiedlicher Kulturen treffen und austauschen können? Dafür gibt es starke Argumente.

Den Gottesdienst in der Bad Homburger Erlöserkirche besuche ich gerne. Das liegt nicht nur am Pfarrer, sondern auch an der Kirche selbst. Sie gilt als das weltweit am besten erhaltene Zeugnis zum Kirchbauprogramm Kaiser Wilhelms II. Das Äußere erinnert an rheinische Kathedralen, insbesondere an den Speyerer Dom. Die Raumgestaltung und die großflächigen Goldgrundmosaiken im Inneren an die Kirchen Siziliens. Es ist eine prächtige Kirche – erhaben und schön, ein Kraftort.

Nun ist es auch in der hessischen Kurstadt so, dass immer weniger Menschen zum Gottesdienst kommen. Nicht einmal mehr die Hälfte aller Bundesbürgerinnen und -bürger gehören einer der beiden großen christlichen Kirchen an. Tendenz: fallend. Um die 42.000 Kirchen und Kapellen zählen zum Besitz der Kirchen, immer weniger werden für Herkömmliches gebraucht.

Was also tun mit den Gebäuden? Für das Gemeinwesen nutzen lautet die Antwort in Bad Homburg. Denn Kirchen liegen oft zentral im Stadtteil oder im Dorf – wie die Erlöserkirche neben Schloss und Sinclairhaus in der Kulturmeile Dorotheenstraße. Die Bad Homburger

haben 2021 zu diesem Zweck die Stiftung „Kirche in der Stadt“ gegründet. Ziel: die Förderung eines friedlichen, christlich geprägten Miteinanders. Im Fokus stehen Kinder- und Jugendarbeit, ökumenische sowie kulturelle Aufgaben als Kirchengemeinde und Stadtkirche. Die Kirche lädt ein zum Gespräch mit allen Menschen. Christen und Nichtchristen bietet sie einen Ort für Momente der Besinnung und Ruhe, für Gespräche über Leben und Glauben.

Das ist genau das, was auch die Initiative „kirchenmanifest.de“ beabsichtigt mit ihrem Aufruf „Kirchen sind Gemeingüter!“. Es handelt sich um ein breit aufgestelltes Bündnis von Partnerinnen und Partnern aus Baukultur, Forschung und Stiftungswesen. Mitinitiiert hat das die Diplom-Theologin und Kunsthistorikerin Karin Berkemann, Professorin für Baugeschichte und Denkmalpflege an der Hochschule Anhalt in Dessau. Sie ruft unter anderem dazu auf, „der neuen Lage mit neuen Formen der Trägerschaft zu begegnen: mit einer Stiftung oder Stiftungslandschaft für Kirchenbauten und deren Ausstattungen.“ So wie das in Bad Homburg und anderen Kommunen bereits geschehen ist.

Ein mutmachendes Modell nennt Berkemann die 7 Türme-Stiftung in Lübeck. „Wie soll man Marzipan ohne die Kirchtürme verkaufen“, fragt sie und lacht. Aber natürlich sind die Lübecker



Foto: www.holidaycheck.ch/pi/marzipanland/



Kirchtürme wichtig als Marketinginstrument, also ein handfester wirtschaftlicher Faktor. Die Verantwortlichen haben eine Stiftung nach deutschem Recht ins Leben gerufen, mit einem auf Ewigkeit ausgerichteten Grundstockvermögen, das durch die Erträge zur Verwirklichung ihres Zwecks beiträgt. Zusätzlich wird durch das Verbrauchsvermögen sichergestellt, dass kontinuierliche Investitionen in den Erhalt und die Sanierung der Lübecker Kirchen fließen. Unter der Leitung einer hauptamtlichen Geschäftsführung und beaufsichtigt durch den Stiftungsvorstand soll die Stiftung durch ein Kuratorium unterstützt werden, das für nationale und internationale Vernetzung sorgen wird.

Denn eines ist klar: Einzelne Kirchengemeinden alleine können diese Erhaltungsmaßnahmen nicht stemmen. Die Verfasserinnen und Verfasser des Manifests beschreiben Kirchenbauten zunächst als Räume christlicher Bekenntnisse und damit Zeugnisse der Geschichte der Menschen mit Gott. Zugleich seien sie aber auch kulturelles Erbe aller Menschen, Räume der Kunst, des Handwerks und der Musik, oft stadt- oder dorfbildprägend. Sie konstatieren: „Immer weniger Gläubige nutzen die Räume, Kirchensteuereinnahmen sinken, immer mehr Bauten werden außer Gebrauch gestellt oder gar abgerissen.“

Dem stellt das Papier ein ganzes Bündel von Argumenten entgegen: Kirchen sind mehrfach codierte Orte, die Teilhabe einfordern. Theologisch argumentiert sind sie radikal öffentliche Orte. Zwischen Arbeitsplatz und Zuhause bieten sie Sinn- und Chancenräume. Und sie sind, samt ihrer Ausstattung, nachhaltiges Kulturerbe. Für Kirchen der Moderne sei besonders hervorzuheben: In „ihrer Auseinandersetzung mit der modernen Gesellschaft bieten sie wertvolle Reibungsflächen, um unsere freie demokratische Gesellschaft weiterhin erfahrbar zu machen.“ Kurz gesagt: Kirchen (jeden Alters) gehören allen. Deshalb fordert die Initiative „kirchenmanifest.de“ einen Schulterschluss, eine „breit aufgestellte Verantwortungsgemeinschaft mit Staat, Gesellschaft und weiteren Akteurinnen und Akteuren“.

Kirchenbauten, heißt es im Manifest, seien radikal öffentliche Orte. „Schon die Bibel kennt beides: Zum einen der menschliche Stolz, für Gott ein prächtiges Haus zu bauen. Zum anderen die Kritik an der Selbstanmaßung, Gott auf einen menschlich gemachten Raum begrenzen zu wollen. Beide Überzeugungen finden sich im Kirchenbau wieder. Ob Bettelordenskirche oder Dom, ob Gemeindezentrum oder Betonburg, am Ende können Liturgie und soziale Verantwortung auch räumlich nicht ohne einander.“



BoulderChurch Bad Orb

Foto: www.boulderchurch.de

Gott brauche keine Kirchenbauten, aber die Menschen seien auf solche Räume angewiesen. Im Sinne einer weltoffenen, einer öffentlichen Theologie verstehe sich Kirche als integraler Bestandteil der sie umgebenden Gesellschaft, ohne völlig in ihr aufzugehen. Und eben weil Kirchen radikal öffentliche Räume seien, müsse ihre Zukunft mit allen gesellschaftlichen Akteuren und Akteuren ausgehandelt werden.

Abriss sei keine sinnvolle Option, geboten vielmehr Weiternutzung und Umbau. Denn Kirchen würden CO₂-Emissionen speichern, das Klima entlasten. Sie böten – allein durch ihre Größe – kühle öffentliche Räume in sich erhaltenden Städten. Auch die Ausstattungen in den Kirchen gehörten zum Erbe Europas, es gehe um Kunstschätze aus mehr als 1.200 Jahren. Dazu zählten auch baubezogene Kunst, Glocken und Orgeln – zu verdanken unzähligen Schenkerinnen und Schenkern. „Sie bezeugen Entstehungszeiten, Frömmigkeitsvorstellungen und theologische Überzeugungen. Sie machen die Kirchen so zu Räumen des Gesprächs über Glaubensvorstellungen und zu kulturellen Erzählräumen. In ihrer Vielfalt sind Kirchengestaltungen eine

unschätzbare Ressource für das friedliche Zusammenleben“, heißt es in dem Manifest.

Das Thema Kirchenbedeutung und Kirchennutzung würde Karin Berkemann gerne in unterschiedliche Studienfächer integrieren: in Theologie, Architektur, Kunstgeschichte, Soziologie. „Eine baukulturelle Bildung würde ich gerne auch in den Schulen verankern“, sagt sie.

Fazit: Kirchenbauten und ihre Ausstattungen gehören nicht allein kirchlichen Institutionen und Gemeinden. Als ererbte Räume sind sie Gemeingüter, sie gehören allen. Es muss Thema sein für alle und Verantwortlichkeit von allen.

Das stößt in der Evangelischen Kirche von Kurhessen Waldeck auf offene Ohren. 2024 haben die Landessynoden eine Gebäudestrategie beschlossen, begleitet vom Format „Gebäudetalk“. Fachkundige bringen einen Impuls ein zu einem relevanten Thema. Alle, die sich haupt- oder ehrenamtlich mit Fragen rund um kirchliche Gebäude beschäftigen, sind eingeladen, über das Thema zu diskutieren. Auch hier ist der Grundgedanke: Kirche im Sozialraum bedeutet

» Demokratie braucht Religion. «

Hartmut Rosa

» Eine baukulturelle Bildung würde ich gerne auch in den Schulen verankern. «

Karin Berkemann

mehr Kooperation. Gering werdende Mittel, eine alternde Bevölkerung und die Vereinzelung der Menschen aller Generationen seien kein Problem der Kirchen allein. Aber die Kirchen hätten Gebäude. Diese Räume und Orte böten die Chance, sich mit anderen neu zu verdrahten, sie gemeinsam mit anderen neu denken und anders zu nutzen, zum Beispiel mit Kommunen, Vereinen und anderen Partnern vor Ort. Es gehe um die gemeinsame Frage, wie Menschen gemeinsam gut leben können und was die Kirche dazu beitragen kann: in der Nachbarschaft, im Dorf, im Quartier oder in der Stadt. Es gehe um ein „Umnutzen“ der Räume vom „Eigennutzen“ zum „Gemein(samen)nutzen“.

Für Bischöfin Beate Hofmann bedeutet Sozialraumorientierung eine Haltungsänderung. Weg von der Wahrnehmung *„wir und die“* hin zu *„Was können wir für alle tun?“*, weg von der Frage *„wie laden wir zu uns ein?“* – hin zu *„wo gehen wir hin und wo werden wir gebraucht?“*, weg vom Konkurrenzdenken – hin zur Kooperation, weg von der Sorge ums Profil – hin zu einer Zusammenarbeit in der Vielfalt der Profile, weg vom ängstlichen Blick – hin auf das gemeinsame Leben im Dorf oder Stadtviertel.

Der Soziologe Hartmut Rosa findet, dass Demokratie Religion braucht. In seiner Schrift *„Demokratie braucht Religion“* fordert er Resonanzräume. Damit meint er soziale Refugien und Konstellationen, in die sich eine Gesellschaft im Krisenmodus zurückziehen kann, in denen

sie innehält und das Zuhören (wieder) erlernen kann. Die Gesellschaft sehe sich gezwungen, sich an einem ökonomischen Wachstumsideal auszurichten, verliere dabei aber den Sinn und verharre in der Krise. Es entstehe ein systematisches Aggressionsverhältnis zur Welt, weil die To-do-Liste immer länger werde und der Burn-out überall laudere. Rosa empfiehlt Entschleunigung. Die notwendigen Resonanzräume findet er in der Musik, der Kunst und der Religion. Letztere verfüge über soziale und materiale Räume, in denen sich Resonanz ereignen könne: „Wenn Sie in eine Kirche gehen, gibt es dort nichts, was Sie sozusagen verfügbar machen können, was Sie unter Kontrolle bringen können. Der Aggressionsmodus findet da gar kein Ziel.“ Rosa warnt aber auch, dass, wenn die Gesellschaft diese Form der Beziehungsmöglichkeit des Resonanzraumes vergesse oder verliere, sie endgültig als demokratisches Gemeinwesen erledigt sei.

Heribert Prantl, Autor und Kolumnist der Süddeutschen Zeitung, sieht es ebenfalls als gesamtgesellschaftliche Aufgabe, Kirchen weiter zu nutzen. Und er schreibt der Kirche etwas sehr Besonderes zu: „Wer in eine Kirche geht, macht einen Ausflug in die Transzendenz. Er tritt in eine fremde Welt ein. Ein Kirchenraum, ob Kathedrale oder Dorfkirche, hat Kraft. Das Vulgäre und Gewohnte hat keinen Zugriff. Es ist ein Raum, in dem die Poesie der Psalmen lebt, in dem Wörter wie Barmherzigkeit, Seligkeit, Nächstenliebe und Gnade gesprochen werden. Sie helfen deshalb auch dem ungläubigen, dem säkularen Menschen bei dem, was er so nötig hat: wieder Mensch zu werden.“



Achim Ritz

Journalist
Neu-Isenburg

Bloß keine Spanplatten

Die Diskussion über den Erhalt und die sinnvolle Nutzung von Kirchen und anderen Sakralräumen gewinnt zunehmend an Bedeutung und gesellschaftlicher Relevanz.

Die evangelische Kirche definiert die Rolle der Gebäude neu. Loslassen ist angesagt, Veränderungen sind programmiert. Vor dem Hintergrund schrumpfender Finanzmittel und rückläufiger Steuereinnahmen wird der Immobilienbestand überprüft und reduziert, „um finanziell, ökologisch und sozial nachhaltig zu arbeiten“, sagt Dr. Beate Hofmann, Bischöfin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (EKKW). „Wir können die Gebäude nicht mehr in der Weise finanziell unterstützen, wie wir das bisher gemacht haben“, betont Prof. Dr. Christiane Tietz, Kirchenpräsidentin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN). Mancherorts gibt es mehr Kirchen als Konfirmanden.

Die beiden Landeskirchen stehen mitten im Veränderungsprozess, mit ihren Problemen aber nicht allein. Während der selbst verordnete Umbau der Kirchengemeinden zu Kooperations- und Nachbarschaftsräumen eher als interne Angelegenheit der Kirche gesehen wird, entwickelt sich die Metamorphose der kirchlichen Räume immer stärker zu einer Aufgabe, die viele Menschen auch „außerhalb der Kirche“ berührt. Die Debatte um den Erhalt und die Zukunft von Kirchengebäuden rückt vermehrt als gesamtgesellschaftliches Thema auf die Agenda, weil die sogenannte Sakralraumtransformation, bei der ein Gebäude eine neue soziale, kulturelle oder karitative Funktion erhält, sich als soziales Phänomen der Stadtentwicklung manifestiert.

Vor allem Bürger:innen, die im Schatten des Kirchturms wohnen, fühlen sich betroffen. Wer ist das nicht? Viele möchten mitreden, was vor ihrer Haustür passiert. Sie wollen wissen, ob das Sonnenlicht mittels bunter Kirchenfenster auch künftig Farbspiele ins Innere des Gotteshauses zaubert oder ob in die Fensteröffnungen der ungenutzten und entweihten Gebäude Spanplatten befestigt werden und das historische Baudenkmal vielleicht zerfällt.

Bei der Frage des Verkaufs oder der Vermietung sakraler Gebäude müsse „die Kirche im Dorf bleiben“ und ihre Lebendigkeit behalten, so der Wunsch. Im besten Fall sollten alle Menschen im Sozialraum von der künftigen Nutzung profitieren. Landauf, landab entstehen neue Formen von Partnerschaften und Kooperationen. In den Städten und Gemeinden signalisieren immer mehr Gruppen Interesse daran, ihre Ideen bei der Umwandlung der kirchlichen Gebäude zu einem „dritten Ort“ einzubringen.

Kirchen und Gemeindehäuser sind unter anderem wegen Taufe, Konfirmation, Hochzeit oder eines Trauerfalles immer mit Emotionen verbunden, deshalb stärkt das Problem der Kirche mit der Immobilien-Nutzung zunehmend das Wir-Gefühl der Menschen im Wohnviertel. Die Gesellschaft nimmt sich der Zukunftsfrage der Kirchen nach Umwandlung, temporärem Leerstand oder gar drohendem Abriss der Gebäude an und macht sie zu einer Gemeinschaftsaufgabe. Viele sind auf der Suche nach dem besten Weg, der eine sozialraumorientierte Nutzung zum Ziel hat.

» Gerade durch Konzepte für die gemeinsame Nutzung können Gebäude diese zweifache Bedeutung bewahren. «

Kirchenpräsidentin Christiane Tietz

Bürgermeister:innen, Stiftungen, Studierende und Wissenschaftler:innen wie etwa Katharina Körber, Lehrbeauftragte für besondere Aufgaben vom Fachbereich Architektur der Hochschule Darmstadt sowie lokale Initiativen beschäftigen sich mit den Kirchengebäuden, die zur Disposition stehen.

Auch die Politik erkennt, dass in dem Thema eine Brisanz steckt, die Auswirkungen auf die Stadtentwicklung und das gesellschaftliche Miteinander hat. Die CDU-Fraktion im Hessischen Landtag hat Anfang des Jahres zum „Kongress für gesellschaftlichen Zusammenhalt“ eingeladen, um gemeinsam mit den beiden evangelischen Landeskirchen sowie den römisch-katholischen Bistümern in Hessen über die Sakralgebäude zu diskutieren.

Die Frage nach der Nutzung der Kirchengebäude sei längst zu einer gesellschaftlichen Aufgabe geworden, die neue Ideen und gemeinsame Verantwortung erfordere“, sagte CDU-Fraktionsvorsitzende Ines Claus bei dem Treffen in Wiesbaden. Sie sieht Kirchen als Glaubensräume, Erinnerungsorte und identitätsstiftende Symbole. „Die Sakralgebäude

prägen seit Jahrhunderten unsere Städte und Dörfer. Sie sind Heimat.“

In verschiedenen Workshops des Kongresses versuchten Akteure aus Politik, Kirche, Wissenschaft, Kultur, Wirtschaft und der Bürgerschaft, miteinander Handlungsansätze für die nachhaltige Kooperation von Staat, Kirche und Zivilgesellschaft zu finden. Ziel sollte es sein, „den Erhalt sowie eine multifunktionale Nutzung von Kirchengebäuden als Orte zwischenmenschlicher Begegnungen sicherzustellen“, so die CDU-Landtagsfraktion.

EKHN-Kirchenpräsidentin Christiane Tietz bewertet es positiv, dass „auf der Tagung eine große Bereitschaft zu spüren gewesen ist, unsere Kirchen als kulturelle und religiöse Räume zu erhalten. Gerade durch Konzepte für die gemeinsame Nutzung können Gebäude diese zweifache Bedeutung bewahren. Wir haben bereits gute Erfahrungen gemacht – etwa, wenn in Sakralgebäuden weiterhin Gottesdienste gefeiert werden und zugleich Konzerte, soziale Projekte oder gesellschaftliche Dialogformate stattfinden“, so Christiane Tietz.



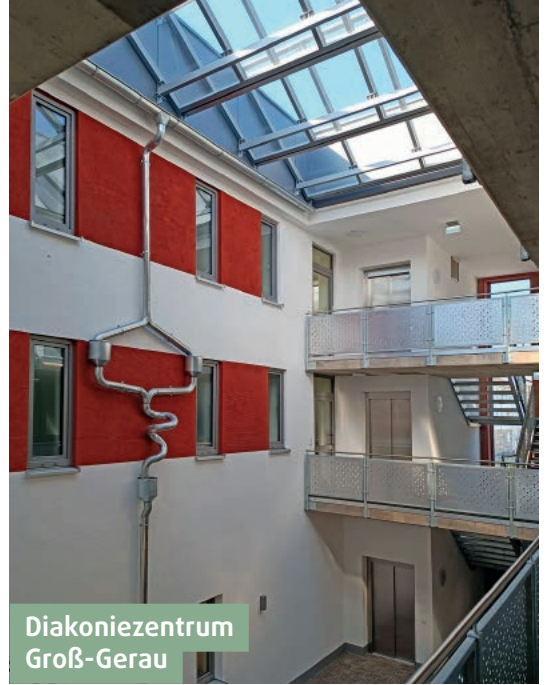
Diakoniezentrum Groß-Gerau

vorher

nachher

Auch EKKW-Bischöfin Beate Hofmann zeigt sich „dankbar, dass dieses für die Kirchengemeinden so herausfordernde Thema nun auch von der Politik aufgegriffen wird. Gemeinsam suchen wir Wege, unsere Kirchenräume als spirituelle, kulturelle und soziale Begegnungsorte zu erhalten und zu gestalten. Allein in Kurhessen-Waldeck gilt es, fast 1.000 denkmalgeschützte Kirchen zu erhalten – für die Hälfte werden neue Finanzierungskonzepte benötigt“. Beate Hofmann zollt den Menschen in den Kirchengemeinden, die viel Zeit, Kraft, Geld und Ideen investieren, um Kirchen als Orte gelebten Glaubens zugänglich zu halten, Respekt.

In einer sogenannten Wiesbadener Erklärung vereinbarten die beiden Landeskirchen sowie die CDU-Fraktion im Landtag in einem „Letter of Intent“, gemeinsam weiter an dem Thema zu arbeiten, denn „Kirchen und Sakralgebäude sind elementarer Bestandteil unserer Gesellschaft und Spiegel unserer Werte als Gesellschaft“, betont die Christliche Demokratische Union.



Diakoniezentrum
Groß-Gerau

Grafik: www.diakonie-rms.de

Für die Umwandlung der Gebäude der Kirche braucht es „Zeit, viel Mut und Durchhaltevermögen“. Diese Erfahrung hat Lucian Lazar, Leiter Regionale Diakonie Groß-Gerau/Rüsselsheim, gemacht. Er ist ein Vorreiter, der in der Transformation der sakralen Räume eine große Chance sieht und diese bereits genutzt hat. Lazar wurde zum Kongress der CDU in Wiesbaden eingeladen und hat dort über den Weg zum Diakoniezentrum Groß-Gerau gesprochen.

Im Verfahren der Umnutzung sollte man möglichst viele Akteure mit ins Boot holen und das Engagement der Bürger:innen im Wohnquartier nutzen. Das erhöhe später die Akzeptanz des Projektes, sagt der Leiter der Diakonie. Gemeinsam mit der Evangelischen Kirche in

» Wenn man eine gute Idee hat, und viele daran glauben, kann das ein Gewinn für alle sein, für die Community, die Stadt, fürs Wohnquartier und für die Kirche. «

Lucian Lazar



» Kirchen und Sakralgebäude sind elementarer Bestandteil unserer Gesellschaft und Spiegel unserer Werte als Gesellschaft. «

Letter of Intent

Hessen und Nassau und da konkret mit dem Evangelischen Dekanat haben Lucian Lazar und sein Team der Regionalen Diakonie es in einem zehnjährigen Prozess geschafft, das Kirchengebäude (Baujahr 1965), das Gemeindehaus und das Pfarrhaus der Kirchengemeinde „Springberg“ in Groß-Gerau mit einer Gesamtfläche von rund 1.300 Quadratmetern in ein großes Diakoniezentrum zu verwandeln. Die Umbau- und Neubaukosten beziffert Lucian Lazar auf rund fünf Millionen Euro. Die rechtliche Grundlage des Projektes beruht auf einem Erbpachtvertrag zwischen der EKHN und der Diakonie, der über 40 Jahre läuft. Die Kirche gewährte der Diakonie ein zinsloses Darlehen.

Das so entstandene Diakoniezentrum bietet vielen Menschen einen Raum der Begegnungen und „Hilfe aus einer Hand unter einem Dach“, so das Konzept. Wenn man eine gute Idee hat, und viele daran glauben, kann das ein Gewinn für alle sein, für die Community, die Stadt, fürs Wohnquartier und für die Kirche“, sagt Lucian Lazar.

Im neuen Diakoniezentrum sind die Verwaltung, die Leitung und die Beratungsdienste der Diakonie untergebracht. Es gibt neun Wohneinheiten der stationären Jugendhilfe, in einer kommunalen Kindertagesstätte werden ca. 25 Mädchen und Jungen betreut, in drei Apartments haben Mitarbeitende der Diakonie ein neues Zuhause gefunden. Außerdem wurden unter dem Dach des Diakoniezentrums ein Treffpunkt und eine Beratungsstelle für junge Familien mit Kindern bis zum sechsten Lebensjahr geschaffen, um diese bei der Erziehung ihrer Kinder zu unterstützen. Das Café „Springberg“ im Diakoniezentrum hat sich zum beliebten Treffpunkt im Wohnquartier entwickelt.

Das Projekt der Regionalen Diakonie Groß-Gerau/Rüsselsheim ist ein gelungenes Beispiel der Transformation sakraler Kirchenräume. Doch Lucian Lazar weiß, wie steinig der Weg zum Erfolg ist. Er sieht landesweit Kritik in den Gemeinden, weil die Kirche Gebäude abreißen, verkaufen oder vermieten muss. Er versteht die Reaktion, „da sind viele Gefühle im Spiel“. Doch alles Wehklagen bringt seine Meinung nach nichts. „Wir müssen gemeinsam eine Lösung finden. Das kann eine Chance für einen guten Neuanfang sein, sonst kommen die Spanplatten in die Fensteröffnungen. Wir haben keine Alternative.“



Diakoniezentrum Groß-Gerau

Grafik: www.schmitt-architekturbuero.net/diakonie/



Jens Haupt
Pfarrer i.R.
Kassel

Britta Laubvogel:
Auf dem Weg in den Ruhestand – Ein praktischer Begleiter
Brunner Verlag 2025,
158 Seiten,
ISBN 978-3-7655 3368-6



Endlich ein Buch, das den Übergang in den Ruhestand mit all seinen ambivalenten Facetten ernst nimmt! Es ist den Lesenden zugewandt, ganz praktisch zu nutzen durch Fragen, die zu bearbeiten sich lohnt oder die man getrost überlesen kann; auch dann kann man den Anregungen mit Gewinn folgen.

Gleich zu Beginn beschreibt Britta Laubvogel das Feld, in dem sie sich bewegt: Verbundenheit und Freiheit. Damit unterscheidet sie sich erfreulich von den euphorischen Ruhestandsratgebern, die vergessen machen, dass es ein durchaus krisen-

hafter Übergang ist, den Menschen durchschreiten müssen. Mit sehr konkret beschriebenen, auch selbst gegangenen Wegen stellt sie sieben verschiedene Übergangsphasen dar. Man spürt ihren eigenen reflektierten Weg in den Ruhestand, der sich auch in den kleinen Abschnitten: „Was ich Ihnen mitgeben möchte“, erkennen lässt.

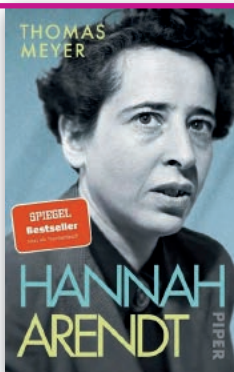
Entlang den Stichworten Loslassen, Rückblick, Schwellenzeit, Wandlung und Ankommen spannt sie eine Brücke. Die kurze Skizze der „Ruhestandstypen“ ist sehr lebendig durch persönliche Aussagen Betroffener und hilft, sich selbst zu beobachten und einzuordnen, in welche Richtung sich der eigene Ruhestand entwickeln könnte oder schon entwickelt hat.

Besonders ansprechend sind die drei Schlusskapitel mit geistlichen Impulsen, die teils biblische Bezüge, teils Rituale anbieten. Insgesamt ein sehr empfehlenswertes Buch, dem man die eigene Reflexion wie die praktische Arbeit der Ruhestandsvorbereitung und -begleitung abnimmt.



Sabine Gaßmann
Geschäftsführung
Pfarrverein EKHN

Thomas Meyer:
Hannah Arendt Die Biografie
Piper Verlag 2025,
484 Seiten,
ISBN 9783 492059930



Gleich vorweg:
Dieses Buch ist
keine leichte Lektüre!

Darin wird das Leben von Hannah Arendt, einer der einflussreichsten Denkerinnen des 20. Jahrhunderts, fast ausschließlich durch den Blick auf ihre Werke, ihre Texte, ihr Denken geschildert. Zwischenmenschliche Beziehungen, Freundschaften, äußere Veränderungen, die prägenden Erlebnisse während der Zeit des Nationalsozialismus und des zweiten Weltkrieges sowie das Leben in der Emigration – all dies wird nicht einfach nur chronologisch erzählt; immer werden diese Lebensabschnitte in ihrem Denken, Lehren und Schreiben gespiegelt. Ein mit Informationen vollgepacktes Buch, in dem man beim Lesen in die Lebenswege und Entwicklungsprozesse dieser unbestechlichen Denkerin regelrecht eingesogen wird.

Sehr spannend ist die Schilderung, wie die junge Hannah Arendt von einem ausgeprägt intellektuellen Dasein umschwenkt in ein „handelndes“ Dasein, als die Situation es erfordert. Dann nämlich als sie nach ihrer eigenen Emigration nach Paris im Jahr 1933 im Rahmen der Jugend-Altjude jüdische Jugendliche (heute würden wir sagen „unbegleitete Jugendliche“) ganz praktisch für ein Leben in Palästina vorbereitet.

Das Besondere: Thomas Meyer hat im Laufe seiner Recherchen zu diesem Buch bisher nicht bekannte Briefe Hannah Arendts aus der Zeit von 1934 bis 1939 entdeckt und hat diese Lebensphase konkreter beschreiben können als alle Hannah-Arendt Biografien vor ihm. Als sie nach 1941 mit der Flucht über Lissabon nach New York ihr Schreiben, Forschen und Lehren – ihr intellektuelles Dasein – wieder aufnimmt, tragen auch diese Erfahrungen dazu bei, dass sie sich eher als politische Theoretikerin, denn als Philosophin bezeichnet.

„Alles Denken ist Nachdenken, der Sache nach – denken“, Hannah Arendt in der Sendung „zur Person“ mit Günter Gaus 1964 (nachzuhören in der ZDF-Mediathek). Nehmen Sie sich die Zeit, dieses Buch zu lesen und darüber „nach“zudenken – es lohnt sich; ganz besonders (wieder) im Jahr 2026!

Frank Schulz-Nieswandt:
**Die Zukunft des Alterns,
Gemeinwohl und Lebens-
formen neu denken**

Psychosozial-Verlag 2024,
167 Seiten,
ISBN 978-3-8379-3309-3



In seinem Essay arbeitet der Kölner Sozialwissenschaftler Schulz-Nieswandt zunächst mit Metaphern: Er öffnet zahlreiche „Räume“ (S. 39 ff.), um blitzlichtartig die vielfältigen Determinanten des Alterns zu beleuchten – im Kopf des Rezensenten erschien das Bild eines Schlosses mit kurz entzündeten Kronleuchtern.

Schulz-Nieswandt verdeutlicht damit, dass Altern ein Prozess ist, der untrennbar mit gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Kontexten sowie Erkenntnissen der Kultur- und Wirtschaftswissenschaften verknüpft ist. Dabei kontrastiert er individuelle Biografien mit dem „kollektiven Schicksal“ von Alterskohorten und deren Rollenbildern (S. 62). Diese sind wiederum eingebettet in Megatrends wie den demografischen und moral-ökonomischen Wandel (S. 73 ff.).

Um eine Haltung der Offenheit gegenüber der Zukunft zu entwickeln, sei es entscheidend, den Menschen in seinen gewachsenen Kontexten zu verstehen. Der Autor fokussiert hierbei auf soziale Inklusion und das Capability-Konzept – die Verbindung von subjektiven Kompetenzen mit objektiven „Möglichkeitsräumen“. Hierbei braucht es unter anderem klare rechtliche Rahmenbedingungen.

Ab Seite 103, nach einem langen Rundgang durch Räume, entwickelt der Autor seine zentralen Thesen. Er identifiziert Trends zunehmender sozialer Ungleichheit, gespeist aus ökonomischen Faktoren, Mobilität oder Wohnbedingungen. Als ethischen Kompass setzt er die „Leitsterne“ Selbstbestimmung, Selbstständigkeit und Teilhabe, die er als konstitutiv für die personale Würde definiert und somit wegweisend versteht (S. 121).

In den abschließenden Szenarien, die auch Kirche und Spiritualität einbeziehen (S. 136 ff.), spannt Schulz-Nieswandt einen Korridor zwischen „konkret-utopischen Hoffnungen“ eines gelingenden Miteinanders und dystopischen Befürchtungen auf. Der Essay ist eine Einladung, das Alter als gestaltbaren Raum zu begreifen. Er regt dazu an, eine Zukunft mitzugestalten, die trotz der Prägung durch die Vergangenheit stets Potenziale für ein gelingendes Leben bereithält.

Rezension



Christian Wiener

Pfarrer / Supervisor (DGfP)
Schwalbach

Zum Magazin 1/26, „Last Christmas“, Seite 39:

Hallo, liebes MAGAZIN-Team,

mit Freude habe ich manches schon gelesen. Bewegt hat mich aber vor allem auch, was Pfarrer in Ruhe Andreas Mann geschrieben hat. Großartig, dass Sie das veröffentlicht haben. Eigentlich hätte auch unsere Bischöfin ihn gleich anrufen müssen, da er die Lage ja sehr kritisch sieht. Er spricht aus langer Erfahrung, ein Seelsorger in jeder Hinsicht, auch noch Notfallseelsorger...

Und ich kann ihn gut verstehen, auch wenn da zuerst die EKHN gemeint ist. Wer glaubt, es wäre in der EKKW viel anders, der glaubt auch, dass Zitronenfalter Zitronen falten....

Dass wir kaum noch, jedenfalls viel zu wenige, Theologen für die Pfarreien finden, hat ganz viele Gründe. Ich habe aus manchen Gesprächen herausgehört, dass allein der Beginn des Studiums immer noch mit den drei Sprachen wohl abschreckt! Wird es dann nicht Zeit, auch das mal zu überdenken - oder?

Die Seelsorge kommt an vielen Orten zu kurz. Auch das führt zu Kirchenaustritten. Woher die Zeit nehmen, wenn so viele vorgeschriebene Verpflichtungen hindern? Bürokratie im Pfarramt abbauen - der KV möge gern und stärker helfen!?

Danke für das MAGAZIN!

Andreas Meyer-Stoll, Singlis

Zuschrift



Dr. Dieter Schneberger
Journalist
Marburg

Gründonnerstag wird aufgewertet

Der Osterfestkreis ist die wichtigste Zeit im Kirchenjahr. Er beginnt am Aschermittwoch mit einer 40-tägigen Fastenzeit und reicht bis Pfingsten. Im Zentrum steht die sogenannte Karwoche. Sie beginnt mit dem Einzug Jesu in Jerusalem am Palmsonntag, erinnert an die Feier des letzten Abendmahls mit seinen Jüngern an Gründonnerstag, beklagt seinen Tod am Kreuz am Karfreitag und bejubelt seine Auferstehung von den Toten am Ostermorgen.

Der Propst des Sprengels Marburg der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (EKKW), **Volker Mantey**, verweist auf einige Veränderungen bei der Gestaltung dieser Feiertage. So sei etwa in den vergangenen Jahren der Gründonnerstag stärker in den Blick geraten. Vielerorts werde meist am Abend zu Feierabendmahlen eingeladen, die immer öfter auch mit einer Fußwaschung verbunden seien. Die Fußwaschung wird im Neuen Testament, Joh. 13, als Handlung Jesu an seinen Jüngern beschrieben. Sie ist eine Geste der Demut und der Nächstenliebe.

Die Karfreitagsgottesdienste konzentrieren sich nach den Worten des Vorsitzenden der Liturgischen Kammer der EKKW auf Meditationen sowie Lesungen aus den Evangelien, die die Passion und den Tod Jesu thematisieren. Die Kirche sei nicht geschmückt, der Altar abgeräumt, erläutert Mantey. Traditionell finden die Gottesdienste um 15 Uhr, zu Jesu Todesstunde, statt.

Der Karfreitag ist ein sogenannter „stiller Feiertag“, an dem in ganz Deutschland ein Tanzverbot gilt, wenn auch in allen Bundesländern unterschiedlich. Für Christinnen und Christen ist auch der folgende Karsamstag, der Tag der Grabesruhe Christi, ein Tag des stillen Gedenkens und des Innehaltens.

Der Karfreitag ist der einzige Feiertag aus dem sogenannten Oster-Triduum, der in der „Statistik für die Äußerungen des kirchlichen Lebens“ der evangelischen Kirche erfasst ist. Demnach wurden 2023 an diesem Tag in der EKKW 764 Gottesdienste mit 20.011 Teilnehmenden gezählt. Das waren etwa 100 Gottesdienste mehr, aber knapp 5.000 Teilnehmende weniger als am 1. Advent 2023.

Das Oster-Triduum umfasst die Feier vom letzten Abendmahl am Gründonnerstag, das Gedenken an Leiden und Tod Jesu am Karfreitag sowie die Feier der Auferstehung in der Osternacht. Sie sind liturgisch betrachtet ein zusammenhängender Gottesdienst.



Die meisten Menschen würden nach wie vor von der besonderen Atmosphäre in den Osterachtsfeiern angezogen, die in der Regel mit einem Frühstück in der Kirche oder im Gemeindehaus enden, hebt der Propst hervor. Das Taufgedächtnis sei Standard, allerdings gebe es weniger Taufanfragen als früher.

Gleichzeitig beobachte er ein zunehmendes „liturgisches Gespür“ für besondere Elemente wie etwa ein Segensgebet zur Taufkerze, sagt der gebürtige Flensburger und ermuntert zum Ausprobieren neuer Formen. Er selbst werde in der Osternacht in der Marburger Elisabethkirche den Text „Absage an das Böse“ aus der Agende der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche „Passion und Ostern“ aus dem Jahr 2011 lesen. Er habe mit vielen anderen Menschen den Eindruck, dass sich das Böse in der Welt ausbreite. Deswegen sei es angebracht, „dies auch im Gottesdienst deutlich zu benennen“.

Am Morgen des Ostersonntags fänden in vielen Gemeinden der kurhessischen Kirche Familiengottesdienste statt, in denen allerdings seltener als früher das Abendmahl gefeiert werde, ergänzt Mantey. Diese Zurückhaltung sei auf die große Ansteckungsgefahr während der Coronapandemie zurückzuführen.

Der Propst verweist auf die anstehende Überarbeitung der Agende III zu Konfirmation und Abendmahl in der EKKW und plädiert dafür, Abendmahlsfeiern als „heilige Momente in anderes Geschehen“ wie etwa ein gemeinsames Essen einzubinden. „Wir müssen den Gemeinden Mut dazu machen“, betont er.

Am Ostermontag finden laut Mantey in der EKKW nur vereinzelt Spaziergänge oder Stationenwege statt, die oft an die Emmausgeschichte im Lukasevangelium angelehnt sind. Der Text erzählt von der Begegnung zweier Jünger mit dem auferstandenen Jesus, die auf ihrem Weg von Jerusalem nach Emmaus zunächst nicht erkennen, wer er ist.

In der Geschichte gehe es um „Zweifel, Furcht und dem festen Glauben an das leere Grab“, sagt der Propst. Das Reden, Predigen und Singen darüber könnten dem Tag ein eigenes liturgisches Gepräge geben, die Gemeinden schafften dies aber oft nicht mehr nach der Kraft zehrenden Gestaltung der vorangehenden Feiertage.

Den Zweiten Osterfeiertag deswegen aber abzuschaffen, wie es etwa der Geschäftsführer der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft, Bertram Brossardt, fordert, lehnt Mantey rundheraus ab. „Das hieße, dass man die Politik von ihrer Aufgabe freistellen würde, wirkliche Wirtschaftsreformen anzugehen.“

Gut vorstellen könnte sich der Propst ein Stadion-singen an Ostern, wie es in der Weihnachtszeit auch in Marburg mit kirchlicher Begleitung stattfindet. Zu Ostern seien ihm solche Aktionen aber bislang nicht bekannt, sagt Mantey. Das liege sicherlich auch daran, „dass das dazugehörige Liedgut hier nicht so einprägsam ist wie die Weihnachtslieder“.



Foto: www.pixabay.com | matthiasboeckel



Audio-Datei des Beitrags



Dr. Dieter Schneberger
Journalist
Marburg

Sehnsucht nach Erlebbarem

Weihnachten, Ostern und Pfingsten – alle drei christlichen Hauptfeste haben einen Zweiten Feiertag. Und alle drei wecken in der wirtschaftlichen Dauerkrise Begehrlichkeiten. So brachte etwa der Geschäftsführer der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft, Bertram Brossardt, gegenüber dem Südwestrundfunk die Streichung aller drei Tage ins Gespräch. Am ehesten sei dabei der Pfingstmontag verzichtbar. Das sieht Michael Hüther, Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft, genauso. Dessen Abschaffung würde 8,6 Milliarden Euro an zusätzlicher Wirtschaftsleistung erbringen, sagte er jüngst bei Markus Lanz.

Peter Meyer, Leiter des Zentrums Verkündigung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN), will sich nicht in die Diskussion um die Streichung eines Zweiten Feiertages einmischen. Er kenne sich nicht im Detail aus und habe auch kein Mandat, darüber zu reden, sagt er. Allerdings könne die Kirche aus ihrer Minderheitenposition heraus dafür werben, „dass es bestimmte Jahres- und Festzeiten gibt, die für alle Formen der Öffnung zur Transzendenz, zu Gott hin, freigehalten sein sollten“.

In der Weihnachtszeit sei diese „lebensweltliche Plausibilität“ klar und an Ostern „sehr hoch“, betont der 47-jährige Oberkirchenrat. Hier kämen Gesellschaftsempfinden, Zeitempfinden und der Festkalender der christlichen Kirchen zusammen. Deswegen sei es auch plausibel, dass diese Feste „markiert“ seien durch freie Tage.

Aber Meyer schränkt auch ein: „Insgesamt erleben wir an Ostern, dass routinierte Feiern in Gemeinden und Urlaubskultur auseinandergehen.“ In der Karwoche und an Ostern seien viele Menschen in den Ferien, das sei ein wesentlicher Unterschied zu Weihnachten.

Nach den Worten des Liturgie-Experten steht in der EKHN das sogenannte Oster-Triduum aus Gründonnerstag, Karfreitag und der Osternacht im Zentrum der Feierlichkeiten. Bei diesen drei Festtagen zeige sich eine „stärkere Sehnsucht nach Erlebbarem, einer Feierform, bei der es mit Leib und Seele zur Sache geht“. Als Beispiele nennt Meyer das Tischabendmahl an Gründonnerstag, den Kreuzweg an Karfreitag und die Osternachtsfeier.

Der Gründonnerstag habe durch die Entdeckung der Verbindung von Seder-Mahl, Passah-Fest und der christlichen Abendmahlstradition ab den 1970er Jahren einen großen Aufschwung genommen. Es gebe in der hessen-nassauischen Kirche Gemeinden, die die Passah-Seder-Auszugs-Tradition ins Zentrum rückten und andere, die das Tischabendmahl oder die Fußwaschung fokussierten.

Am Karfreitag arbeiteten viele Gemeinden mit dem Raum, also der Vorstellung, „dass im Laufe des Gottesdienstes der Altar von allen Gegenständen befreit wird und dann leer dasteht“.





Foto: www.evangelisch.de | Luise Poschmann

Ostern

Zahlen belegen könne, schätze er, dass die Besucherzahlen in diesen Morgengottesdiensten höher seien als in der Osternacht.

Manche Gemeinden inszenierten das, indem sie die Liturgie umdrehten, berichtet Meyer: Vom Segen, über Abendmahl und Lesung zum Löschen der Kerzen hin zu einem stillen Abschluss. Die umgekehrte Reihenfolge sei ein Zeichen dafür, „dass das Geschehen in den Tod Jesu hineinführt“.

Eine interessante Übernahme von im Christentum lange verbreiteten Praktiken sei auch der Kreuzweg am Karfreitag mit liturgischen Stationen des Leidens und der Solidarität im öffentlichen Raum, fügt Meyer hinzu.

Nach dem Karsamstag, dem Tag der Grabesruhe Christi, konzentrierten sich die meisten Gemeinden auf die Feier der Osternacht, die entweder um 23 Uhr oder am frühen Ostermorgen auf dem Friedhof, mit einem Lagerfeuer vor der Kirche oder in der Kirche beginne und in der Regel mit einem Osterfrühstück ende, sagt Meyer.

In der EKHN seien alle Elemente der altkirchlichen Osternacht zu sehen, etwa das Entzünden der Osterkerze, das Austeilen des Lichts, das große Lob, die Taufe und die Tauferinnerung. Viele Gemeinden akzentuierten ein oder mehrere dieser Elemente, aber nur wenige feierten die Osternacht in der „liturgischen Komplettausstattung wie die katholischen Geschwister“.

Großer Beliebtheit erfreut sich nach Beobachtung von Meyer nach wie vor der Gottesdienst am Ostersonntag um 10 oder 11 Uhr, meist mit Abendmahl und Beteiligung von Posaunen- und Kirchenchor. Obwohl dieser Tag in der kirchlichen Statistik kein Zählsonntag sei und er es nicht mit

Der einzige Feiertag aus dem Oster-Triduum, der in der evangelischen „Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens“ aufgeführt ist, ist der Karfreitag. Demnach wurden 2024 an diesem Tag in der EKHN 1.115 Gottesdienste mit 45.000 Teilnehmenden gezählt, in etwa so viele wie am Ersten Advent.

Der Ostermontag hat sich nach Meyers Beobachtung als Tag etabliert, an dem viele Gemeinden Familiengottesdienste und Gottesdienste in anderer Form feierten, etwa als Osterspaziergang mit gottesdienstlichen Impulsen an Stationen oder als Familiengottesdienst mit Ostereiersuche. Hinzu komme, dass er zunehmend auch regional, in den Nachbarschaftsräumen, gefeiert werde. „Der Tag hat seinen eigenen Akzent bekommen“, bilanziert der ehemalige Referent am Zentrum für evangelische Gottesdienst- und Predigtkultur in Wittenberg.

Die Etablierung eines Stadionsingens an Ostern analog zu Weihnachten kann sich Meyer allerdings nicht vorstellen. Er finde zwar die säkular und kirchlich geprägten Formen des Stadionsingens an Weihnachten gut, aber an Ostern könne man damit keine Arenen füllen.

Das habe weniger mit dem Liedgut als mit der Dramaturgie des Festes zu tun. „Wir kommen aus der Passionszeit. Da herrscht sowohl im kirchlichen als auch im außerkirchlichen Bereich eine andere Tönung.“ Der gefühlsmäßige Umschwung von Karfreitag und Karsamstag führe dazu, „dass auch Christenmenschen nicht drei Wochen vorher mit Osterliedern auf den Lippen unterwegs sind“.



Audio-Datei des Beitrags



Dr. Klaus Neumeier
Pfarrer, Synodaler
Bad Vilbel

ekhn2030 – Wo stehen wir?

Transformation der Kirche vor Ort

Als Pfarrer in Bad Vilbel arbeite ich seit einem Jahr in der fusionierten Auferstehungsgemeinde – ein Zusammenschluss von vier Gemeinden. Ähnlich geht es vielen Kolleg:innen und Kirchenvorständen: Die Transformation der Kirche vor Ort ist in vollem Gange ... Manche erleiden diese umfassenden Veränderungen eher, andere sehen sie als Chance. Dies liegt an persönlichen Haltungen und an den äußeren Rahmenbedingungen.

Die Neugestaltung der Nachbarschaftsräume stellt sich im ländlichen Raum anders dar als in einer Stadt. Ob ehren- und hauptamtlich Verantwortliche jedoch vorwiegend mit Vertrauen unterwegs sind oder eher mit Misstrauen, ob mehr nach vorne oder überwiegend nach hinten schauend, ob eine inhaltliche und auch geistliche Gestaltung des Neuen gesucht wird oder die Veränderungen nur strukturell betrachtet werden – all das ist losgelöst von den äußeren Rahmenbedingungen und liegt an uns als gestaltenden Akteuren.

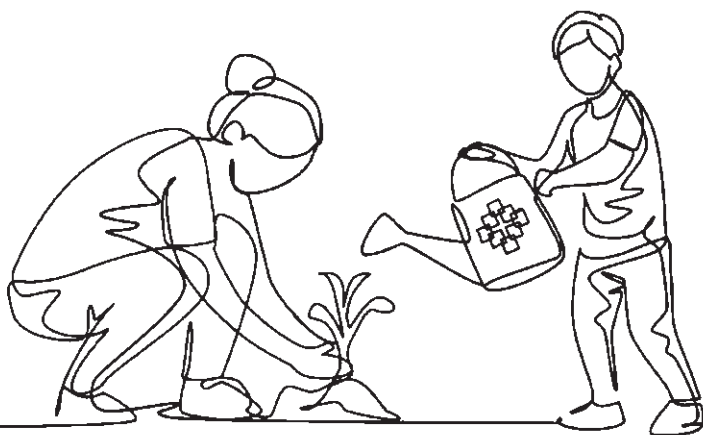
Die Schlagworte von ekhn2030 haben vor allem die Kirche vor Ort im Blick: „Kirche nah bei den Menschen“, „Mitgliederorientierung“, „Gemeinwesenorientierung“, „Denken vom Nachbarschaftsraum aus“. Das alles kann Kirche vor Ort stärken. Das kann vor allem auch ermutigen, Kirche vor Ort neu zu denken und räumlich größer als die bisherigen Ortsgemeinden: Kirche vor Ort umfasst Gemeinden und den Nachbarschaftsraum, Kirche nah bei den Menschen umfasst aber auch Kindertagesstätten und Religionsunterricht, umfasst einrichtungsbezogene Seelsorge, Familienzentren, Familienbildung, Seniorenheime und mehr.

Kirche vor Ort ist Kirche nah bei den Menschen! Ich finde, die neuen Nachbarschaftsräume sind eine hervorragende Größe, um genau dieses „evangelisch vor Ort“ im Blick zu haben.

Transformation der mittleren Ebene und der Leitungsebene

Die Nachbarschaftsräume machen eine Neuordnung der mittleren Ebene unabdingbar. Manche sagen: Verzichteten wir doch angesichts der größeren Nachbarschaftsräume auf die Zwischenebene. Ich halte das nicht für zielführend. Wir brauchen eine Zwischenebene für die innerkirchliche Struktur, für die Trägerschaft von Kita-Arbeit, Familienbildung, für die Anstellungsträger für weitere Mitarbeitende vor Ort (Gemeindepädagogik, Kirchenmusik). Auch ist es gut, wenn die Dekanate die regionalen Transformationsprozesse steuern. Dafür können die Dekanate größer sein als bisher. Dekanate sind wesentliche Ermöglicher für eine gute Kirche vor Ort in der beschriebenen Vielfalt! Es wird allerhöchste Zeit, in diesem Bereich die Transformation zu starten. Wir brauchen sie nicht als eigene Gestalter kirchlicher Angebote. Sie sind nicht nah bei den Menschen und nicht selbst Kirche vor Ort – besonders nicht in den Flächendekanaten. Anders ist es zuweilen in den Stadtdekanaten.

Gleiches gilt auch für die Gesamtkirche mit ihrer Kirchenleitung. Andere (wie die Deutsche Bahn) beginnen Transformationsprozesse an der Spitze der Organisation. ekhn2030 hat an der Basis begonnen. Es wird höchste Zeit, dass eine transformierte Kirchenleitung erkennbar wird. Vielleicht ist sie ja nur noch von vorübergehender Bedeutung: Die EKD selbst muss mit ihren vielen Landeskirchen in den Grenzen des 19. Jahrhunderts überprüft werden. Welche deutschlandweiten kirchlichen Strukturen brauchen wir 2040 und 2050? Diese Fragen müssen jetzt gestellt werden, denn wenn uns ekhn2030 etwas lehrt, dann vor allem auch das: Alles dauert im „Tanker Kirche“...



Ein Plan für ekhn2030?!

Seit relativ kurzem gibt es „strategische Ziele“. Das könnte ein Plan sein. Aber: Es sind zu viele Punkte, die genannt werden, als dass man mit ihnen tatsächlich Prioritäten und Posterioritäten entwickeln könnte. Was bleibt als Zielorientierung für ekhn2030? Es sind u.a. die Punkte „Kirche nah bei den Menschen“, „Mitgliederorientierung“, „Gemeinwesenorientierung“ und das „Denken vom Nachbarschaftsraum aus“.

Daraus aber lässt sich durchaus ein Bild einer transformierten EKHN entwickeln:

- Kirche lebt in den verschiedenen benannten Bereichen vor Ort (Gemeinden, Nachbarschaftsräume, Kitas, Religionsunterricht, Seelsorge u.ä.). Dass dies auch von den Mitgliedern weitestgehend so gesehen wird, belegen seit Jahrzehnten alle Mitgliedschaftsuntersuchungen. Trotz aller gesellschaftlich-kirchlichen Veränderungen gibt es hier eine auffällige Konstanz!
- Die mittlere Ebene ermöglicht und fördert diese Arbeit vor Ort und bietet an diversen Stellen einen unverzichtbaren strukturellen Rahmen. Vor allem Dekane und Dekaninnen bilden in den Landkreisen/kreisfreien Städten das Gegenüber auf der politischen Ebene.
- Die Gesamtkirche unterstützt die Kirche vor Ort ihrerseits mit wenigen Fachdiensten und mit einer schlanken Verwaltung. Die leitenden Geistlichen (Kirchenpräsidentin) bilden das politische Gegenüber zu den Ländern.

- Auf der Ebene der EKD gibt es zentrale Zentren z. B. für Verkündigung, für Weltanschauungsfragen, für gesellschaftliche Verantwortung u. ä. Expertisen und Angebote können vornehmlich digital allen gleichermaßen zugutekommen. Nach meiner Einschätzung und belegt durch viele Mitgliedschaftsuntersuchungen über Jahrzehnte gibt es für die Breite der Mitglieder und der Nicht-Mitglieder zwei relevante Ebenen: Die EKD für gesellschaftliche Verlautbarungen mit dem Gesicht des/der Ratsvorsitzenden und in erster Linie die Kirche vor Ort mit örtlichen haupt- und ehrenamtlichen Akteuren, gemäß Mitgliedschaftsstudien unverändert vor allem den Ortspfarrerinnen und Ortspfarrern.

Wir brauchen mehr Mut und Entschlossenheit, die Transformation groß zu denken und finanzielle Anpassungen früher vorzunehmen! Wir brauchen das in der Kirchenleitung und auch in der Kirchensynode. Die Orientierung an der (neuen) Kirche vor Ort in ihrer beschriebenen Vielfalt muss als gestaltungsleitendes Ziel bei allen Umsetzungsschritten im Blick sein. Auch vor Ort ist das alles aber herausfordernd und nichts kann hier ein gutes Miteinander und gegenseitiges Vertrauen ersetzen; nichts kann aber auch die Kirche vor Ort ersetzen! Wer das vergisst oder verneint, sägt am Fundament von Kirche...

Kompletter Text: www.pfarrverein-ekhn.de



Karl-Heinz Lerch

Pfarrer i.R.
Bad Homburg

Zuversicht bewahren

Die Schöpfung ist von einer Klimakatastrophe bedroht, die unabwendbar voranschreitet und schon jetzt unsere Lebensgrundlagen zerstört. Kriege vernichten menschliches Leben und verwüsten ganze Länder. Unschuldige werden verfolgt und unterdrückt... Wir leben in einer Welt, die bestimmt und beherrscht wird durch politische, wirtschaftliche und militärische Machthaber und Herrscher, die sich selbst zu „Herren“ der Welt erheben und die ihre Interessen rücksichtslos und schonungslos durchsetzen. Sie treten die Humanität und Menschenrechte mit Füßen, sie stiften Angst und Unfrieden.

Die gegenwärtigen weltweiten Krisen sind verunsichernd, überfordernd und verstörend, weil sie alles, was bisher Sicherheit, Verlässlichkeit und Frieden garantiert hat, außer Kraft setzen und ein unüberschaubares „Chaos“ stiften. Alles scheint, außer Kontrolle zu geraten und dem „freien Spiel“ der Machtkämpfe ausgeliefert zu sein.

Viele Menschen reagieren darauf resignativ, defätistisch und dissoziativ. Sie versuchen alles, was unerträglich ist, aus ihrer Wahrnehmung zu verbannen. Aber sie können ihren bedrohlichen Ängsten und der verstörenden Macht der Wirklichkeit, deren Teil sie sind, nicht entkommen.

Andere empören sich, verweigern sich der Übermacht des Faktischen und versuchen, der gefühlten Ohnmacht zu widerstehen. Mit beschwörenden Appellen fordern sie sich selbst und andere dazu auf, trotz allem hoffnungsvoll zu bleiben, das Positive zu sehen und sich nicht entmutigen zu lassen.

Aber wie eine Situation, die derart bedrückend ist, aushalten und ertragen, ohne zu zerbrechen?

Ingeborg Bachmann hat am 17. März 1959 in ihrer Dankesrede für die Verleihung des Hörspiel-

preises der Kriegsblinden die Frage gestellt, was sich überhaupt noch sagen lässt, „wenn man wenig Tröstliches sagen kann, vor Menschen, die des Trostes bedürftig sind“, ohne „den Schmerz zu leugnen, seine Spuren zu verwischen, über ihn hinwegzutäuschen“ (Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar, Werke Bd. 4, 1982, S. 275). Es bleibt nur, die Wirklichkeit mit offenen Augen anzuschauen, „sehend zu werden“ für die Wahrheit und ihren Schmerz. „Die Wahrheit ist nämlich zumutbar...“ (S. 277).

Doch woher kommt diese Fähigkeit, die „Wahrheit“ unserer bedrohten Welt so anzunehmen, wie sie ist? Was kann helfen, die Wirklichkeit mit offenen Augen anzuschauen und eine andere Sicht auf sie zu gewinnen, die trotz aller Bedrohungen Zuversicht verleihen kann?

Wie können Christen Zuversicht finden und anderen weitergeben, die sich nicht in wohlge-meinten, aber wenig tragfähigen Appellen verliert, sondern eine Zuversicht, die stützt und stärkt, auch in Nöten und Krisen hält und trägt? Im Althochdeutschen meint „Zuofirsicht“ ein ehrfurchtsvolles Aufschauen und Hoffen, das eine bestimmte „Sicht“ oder „Perspektive“ auf die Wirklichkeit impliziert, eine Fähigkeit, über das Gegenwärtige hinauszusehen und -zuschauen auf etwas zu erwartendes Gutes, das in der Zukunft eintreten oder geschehen wird.

In biblischem Verständnis ist „Zuversicht“ nicht das Versprechen, dass alles heil wird, sondern die begründete Hoffnung, in, mit und trotz allen Widerfahrungen, die das Leben bedrohen können, dennoch in Gottes Wirkmacht und Gegenwart geborgen zu sein, und dass nichts gegen Gottes Willen geschehen kann.

Die „Zuversicht auf Gott“ zieht sich wie ein roter Faden durch die Psalmen, die uralte Glaubenserfahrungen erinnern und mit dem aktuellen Leben



Foto: www.pixabay.com | vijakob-germ

verweben, so dass sie uns zuteilwerden und wir Anteil an ihrer Wirkkraft erfahren können. In den Bekenntnissen, Lobpreisungen und Bitten der Psalmen verdichten sich Erlebnisse und Erfahrungen mit Gott zu einer Haltung und Gewissheit des Glaubens, die entgegen aller widersprüchlichen Realität alles von Gott zu erwarten und zu erhoffen vermögen. Denn sie haben ihren Grund und ihre Legitimation außerhalb ihrer selbst und ihres Lebens, sie gründen in der tiefen Erfahrung, dass Gott als Schöpfer und Bewahrer die Seinen nicht verlässt, sondern alle ihre Wege liebend und fürsorgend begleitet.

In der (hebräischen) Sprache lassen sich für das, was wir mit „Zuversicht“ ausdrücken, im wesentlichen zwei Begriffe finden, die unterschiedliche Aspekte der Zuversicht beinhalten, aber auf denselben Grund zurückgehen: „sich bergen und Zuflucht nehmen bei Gott“ (= hsh) und „sich verlassen und vertrauen auf Gott“ (= bth).

„Bei Gott seine Zuflucht zu nehmen und sich in Gott zu bergen“, kann im realen oder übertragenen Sinn „das Aufsuchen eines geschützten Raumes“ (Theologisches Wörterbuch zum Alten Testament 1, 622) meinen, der Sicherheit und Rettung gewährt. In Bitten und Vertrauensausagen können die Psalmbeter den „Schutzraum Gottes“ in Anspruch nehmen und sich in Gottes Nähe bergen, weil sie in seiner Obhut bewahrt und geborgen sind: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge.“ (Psalm 46,2-3a) „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe... Denn der Herr ist deine Zuversicht, der Höchste ist deine Zuflucht. Es wird dir kein Übel begegnen, und keine Plage wird sich deinem Hause nahen.“ (Ps 91,1-2.9-10)

„Sich verlassen und vertrauen auf Gott“ kann „eine Gemütsverfassung des Sicherseins“ (THAT 1, 302) ausdrücken wie auch einen Akt „des Vertrauens, das in der Sicherheitszone des Lebens wächst“ (THAT 1, 303). Wer sich in Gottes

Gegenwart weiß, der muss nichts mehr fürchten (Ps 27,3 u.a.). Denn sein Schutz sind in Gott begründet. Von seiner Zuverlässigkeit und Treue, die er selbst in seiner Geschichte mit seinem Volk erwiesen hat, hängt alles ab. Nur darin gründet das Vertrauen, in Gottes Wirkmacht und Gegenwart geborgen zu sein.

Diese Zuversicht kann durch Krisen und Nöte hindurch Hoffnung verleihen. Anstelle wohlwollender Appelle an die Zuversicht anderer, deren Ängste und Sorgen dadurch nicht kleiner werden, können wir aus der Gewissheit, mit ihnen in der Gegenwart und Wirkmacht unseres Gottes geborgen und aufgehoben zu sein, Anteil nehmen an den äußeren und inneren Nöten, die Menschen verunsichern und verstören können. Im Anteil nehmen und Anteil geben teilen wir ihre Not und unsere Zuversicht und stellen uns mit ihnen in Gottes Wirkmacht und Gegenwart. In dieser Haltung werden wir zu Zeugen der Zuversicht.

Wenn wir den Menschen, die bedroht und bedrückt werden, in ihrer Not und ihrem Leid beistehen und helfen, können sie spüren und erfahren, dass sie nicht allein und verlassen sind, nicht der Macht des Unrechts ausgeliefert und überlassen bleiben, sondern dass sie gesehen und gehört werden, dass andere für ihre Würde und Menschlichkeit eintreten und sie Teil einer größeren Gemeinschaft sind, die sich in ihrer Humanität als solidarisch und verlässlich erweist.

Durch unsere Anteilnahme und unseren Beistand stellen wir uns an die Seite der Opfer und zusammen mit ihnen und ihrer Not in Gottes Wirklichkeit hinein und verleihen ihnen Anteil an unserer Zuversicht. Das kann sie befähigen und ermächtigen, über ihre aktuelle Aussichtslosigkeit hinauszuschauen und sie auf Hoffnung hin zu überschreiten – auch ohne das kontrafaktische Wirken Gottes schon zu sehen.

Damit können wir die Bedrohung der Schöpfung, die Kriege und das Unrecht in der Welt und um uns herum nicht beenden und beseitigen, aber wir können ihnen entgegentreten und bezeugen, dass alles anders möglich ist und wird.

Kompletter Text:
pfarrverein-ekhn.de



Audio-Datei des Beitrags



Eugen Eckert
Pfarrer i.R.
Offenbach

Die Geschichte hinter dem Lied

Die ganze Welt hast du uns überlassen

Wir schreiben das Jahr 1965. Die Vorbereitungen für den 12. Dt. Evang. Kirchentag in Köln laufen. In der Gesellschaft gärt es. Die 68er werfen ihre Schatten voraus. Neue Lieder zum Kirchentagsthema „In der Freiheit bestehen“ werden gesucht. Ein Preisausschreiben wird ausgelobt. Christa Weiß, Pädagogin und Lektorin, gewinnt. Ihr Text hat den Titel: „Die ganze Welt hast du uns überlassen“ und Hans Rudolf Siemoneit, Kantor und Dozent in Baden, schreibt dazu eine Musik, die später zum einzigen Jazz-Titel im Evangelischen Gesangbuch wird.

In sechs Strophen formuliert Christa Weiß dicht und eindrücklich Gedanken zur Spannung zwischen der Freiheit als Geschenk Gottes und dem Erschrecken darüber, wie Menschen mit dieser Gabe umgehen, die sich aus Liebe und unendlicher Geduld zusammensetzt und selbst zu Trotz und Widerstand frei macht.

Als Schüler habe ich in der Entstehungszeit des Liedes erlebt, wie im Frankfurter Westend völlig intakte Jugendstil-Villen abgerissen wurden. Sie mussten den Banktürmen weichen, die heute die Skyline meiner Heimatstadt prägen. Mit großen Demonstrationen gingen wir auf die Straße, getrieben von der Frage, ob sich das Kapital denn jede Freiheit nehmen darf und gewinnorientiert kaufen und verkaufen kann, was es will. Die Villen am Rand der durch Bombenabwürfe zerstörten Frankfurter Innenstadt empfanden wir Schüler:innen als zu bewahrende Zeugnisse für die Zeit und ihre Bewohner:innen vor dem Krieg. Über vielen Villen schwebte bereits die Abrissbirne. Darum kam es häufig zu Straßenschlachten mit der Polizei. Wir konnten damals nicht den kompletten Stopp der Zertrümmerung erreichen, aber immerhin stehen einige der betroffenen Häuser noch heute.

Rund um diese handgreifliche Auseinandersetzung zwischen Zerstören und Bewahren habe ich begriffen, dass Freiheit keine einfache Sache ist. Menschen zu allen Zeiten tun sich offenbar schwer, die Größe dieser Gottesgabe richtig einzuordnen. Das beginnt bereits mit dem Exodus, dem Auszug des Volkes Israel aus der Sklaverei in Ägypten. Kaum ist Israel frei, beginnt das Jammern und Klagen. Was sollen wir essen und was trinken? Schnell kreist die Parole: Wären wir doch lieber in Ägypten geblieben. Dort gab es wenigstens das Lebensnotwendige. Wenn ich heute, fast vier Jahrzehnte nach dem Mauerfall, auf einer Fahrradtour Menschen in Sachsen-Anhalt oder in Thüringen begegne, klingt die Verklärung der Lebensumstände in der früheren DDR bisweilen fast gleich.

Freiheit im Konkreten ist offensichtlich eine schwierige Sache. Nicht aber in der Bibel. Auch nicht im Liedtext von Christa Weiß. Dort heißt es: „Gott schenkt Freiheit, seine größte Gabe gibt er seinen Kindern“. Und Artikel 1 der Allgemeinen Menschenrechte unterstreicht, dass Freiheit uns allen zusteht, gesetzlich verbürgt: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen“.

Den Missbrauch des Gottesgeschenks Freiheit gibt es aber auch in all jenen Staaten, in denen die Meinungsfreiheit unterbunden, die Glaubensfreiheit unterdrückt und die Demonstrationsfreiheit zerschlagen wird. Wir selbst, in unserem Land, setzen unsere Freiheit wie oft aufs Spiel, wo wir Spiel- und Mitgestaltungs-





räume nicht nutzen, uns wenig reflektiert von politischen Schwarz-Weiß-Malern vereinnahmen oder von Konsumgütern betören lassen.

Aber wären wir Menschen wirklich frei für eigene Wege, wenn Gott uns wie Marionetten führen würde, um Schlimmes zu verhindern, um Zerbrochenes zu reparieren? In meinem Bücherregal steht ein Gedichtband, den ich sehr liebe. Sein Titel lautet: „Freiheit auch für Sackgassen“. Genau diese Freiheit unterstreicht in ihrem Lied auch Christa Weiß. Symbolisch dafür versteht sie die Vertreibungsgeschichte aus dem Paradies. Nachdem Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, wurden sie frei – in jeder Hinsicht. Ein Zurück in die Geborgenheit des Nestes war nicht mehr möglich. Seither, das gilt für jede Generation, sind wir Menschen frei. Seither haben wir in aller Offenheit die Wahl. Wir können hoffen und glauben. Wir können auch mit Trotz und Widerstand gegen Gott aufbegehren. Beides ist möglich – und beides hat Konsequenzen.

Aus Liebe und mit unendlicher Geduld schenkt Gott Freiheit, heißt es im Lied, und ist zu verstehen als größte Gabe, die Gott seinen Kindern ermöglichen kann. Als Vater eines inzwischen erwachsenen Sohnes kann ich den Spagat Gottes nur erahnen, der mit dem Geschenk der Freiheit verbundenen ist: Eigene Kind losgehen zu lassen, sie einfach machen zu lassen, dabei längst nicht alles akzeptieren zu können, Trotz und Widerstand zu erleben, Geduldsproben aushalten zu müssen – und doch immer wieder da zu sein, um die Kinder mit offenen Armen zu empfangen – unfassbar, dieser so lange Atem der Liebe Gottes.

In jüngster Zeit haben uns die Aktivist:innen der Fridays for Future-Bewegung und der „Last Generation“ provokant damit konfrontiert, an welche Grenzen wir unsere Erde durch den Missbrauch unserer Freiheit geführt haben und wie wir uns durch anhaltenden Raubbau selbst den Ast absägen, auf dem wir alle sitzen. Ein Abgrund hat sich längst aufgetan.



Audio-Datei des Beitrags

In dieser Rubrik befragt Wolfgang H. Weinrich regelmäßig Prominente aus den Bereichen Kultur, Politik, Wissenschaft, Sport oder Wirtschaft. Es sind Menschen, die im Gebiet der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau oder der Evangelischen Kirche Kurhessen-Waldeck leben, arbeiten oder sich engagieren.

Sie malen gegen den „Blödsinn der Welt“. Was treibt Sie an; welches Echo erhalten Sie mit Ihrer Kunst?

Nun, ich mag auch Bilder, die einfach nur schön sind, habe das früher auch mal versucht. Da waren dann auch tatsächlich Motive bei, die man sich hätte ins Wohnzimmer hängen können. Allerdings hat sich mit der Zeit meine Motivation, mein Antrieb verschoben.

Ich male seit vielen Jahren fast ausschließlich Dinge, die mich beschäftigen, die mich aufregen, die ich als erwähnenswert empfinde. Hier oben an der Küste würde ich sicherlich mehr Bilder verkaufen, wenn ich Segelboote, Rapsfelder und Leuchttürme malen würde. Aber ich denke, ein Bild ohne Aussage ist eine vertane Chance.

Es ist wie in der Musik. Es gibt gute Lieder, mit Texten, die gar keine Rolle spielen. Das ist völlig ok, es sind immer noch gute Lieder. Aber wenn ein gutes Lied auch noch einen inspirierenden Text hat, der zum Nachdenken anregt, dann wird aus dem guten Lied ein Lied, das einen bewegt. Und dieses Bewegende ist mein Antrieb für die Kunst.

Ich versuche all den Wahnsinn in der Welt in halbwegs ansehnliche Bilder zu verpacken. Deshalb bestimmen auch oft Tiere die Szenerie, sie nehmen stellvertretend die Rolle des Menschen ein. Dadurch wird der Fokus humorvoll verschoben und das Bild wirkt losgelöst von der eigentlichen Thematik. Die Realität wird verzerrt und erscheint, trotz aller Ernsthaftigkeit, harmlos.

Christian Ristau ist 1972 geboren. Er lebt und arbeitet in Flensburg. Der Großteil seiner Kunst ist allegorischer Natur und entspringt einer kritischen Betrachtung der Welt.

Was ein Foto oft schockierend ehrlich zeigt, versuche ich durch Malerei irgendwie erträglich zu machen.

Das Feedback ist dabei meist positiv. Gelegentlich werden Bilder natürlich auch völlig anders interpretiert. Das ist dann immer besonders interessant.

Einmal stand in einer Ausstellung ein syrischer Flüchtling vor einem meiner Bilder, das einen großen rosa Panzer zeigte, vor dessen Rohr ein kleiner Kolibri flog.

Der junge Mann erzählte mir die Geschichte, dass sein Freund einen Arm durch die Ketten eines Panzers verloren hätte. Er sagte, dass ihm der Panzer im Bild aber keine Angst machen würde, weil er ja rosa wäre. Wenn man so etwas hört, wird einem ganz anders.

Zumal ich mit der Farbgebung tatsächlich das furchteinflößende eines Panzers ins Surreale verharmlosen wollte. Das dies so drastisch auf die Probe gestellt werden sollte, ging mir aber ziemlich nah.





Das Magazin 4/25 zierte Ihr Motiv „Und die Bösen werden von Engeln erschossen“. Die Redaktion stritt darüber, ob sie es der Leser:innenschaft zumuten sollte. Es gab die stärksten und intensivsten Rückmeldungen. Ziel „Diskurs“ auch für Sie erreicht?

Ich war ziemlich überrascht, als ich die Anfrage erhielt, ob ich mir vorstellen könnte, dass mein Bild als Motiv auf der Titelseite eines christlichen Magazins erscheint.

Die Reaktionen in der Redaktion konnte ich mir lebhaft vorstellen – und auch nachvollziehen. Dabei drückt „Und die Bösen werden von Engeln erschossen“ eigentlich nur meine lähmende Fassungslosigkeit gegenüber dem einen oder anderen Machthaber, Präsidenten oder Diktator aus. Es ist die Wut auf derart böse Menschen, die unsagbares Leid über ihr eigenes und andere Völker bringen. Der Engel mit der Waffe sollte für mich eine naive, beruhigende Vorstellung dafür sein, dass eben diese „Menschen“ ihrer Strafe nicht entgehen. Am Ende ist da etwas, was auf sie wartet, vor dem sie sich fürchten sollten. Und da fand ich einen Engel mit Gewehr wäre ein starkes, wenn auch provokantes, aber versöhnliches Symbol.

Die zweite Überraschung ließ nicht lange auf sich warten. Kurz nach der Veröffentlichung erhielt ich eine E-Mail eines Pfarrers, in der er fragte, ob er das Bild für eine Predigt nutzen dürfte. Und daraus ist tatsächlich ein Gottesdienst in Dautphetal entstanden.

Ja, das Ziel „Diskurs“ ist für mich mehr als erreicht. Ich hätte mir ja nicht träumen lassen, dass eines meiner Bilder einmal Gegenstand einer Predigt sein würde.

» Ich male mit gutgelaunter Wut. «

Deutschland, die ganze Welt verändert sich gerade intensiv. Unklar ist, ob das, was gestern galt, heute noch gilt oder gar morgen gelten wird. Wie blicken Sie als Kunstschaffender auf diese mögliche neue Welt?

Ja, momentan wird die Welt auf den Kopf gestellt und Blickwinkel verschieben sich.

Die Kleine mit der Kalaschnikow wurde u.a. als Statement zur Wehrpflicht gesehen und diskutiert – auch wenn dies gar nicht beabsichtigt war. Vor einigen Jahren wäre die Interpretation sicher eine andere gewesen. Wenn nun aber Machthaber in Ost und West komplett den Verstand verlieren, entstehen neue Perspektiven und Themen werden neu gedacht.

2015 habe ich zu einer Gedenkausstellung („70 nach 45“) ein Bild beigeleitet. Dies zeigte einen formatfüllenden Panzer und sollte den Wahnsinn von Rüstungsexporten darstellen. Im Laufe des Ukrainekrieges hat sich der Blick auf dieses Bild gewandelt, ist vielschichtiger und komplexer geworden. Es entstehen fast täglich neue Konflikte und selten ist jemand gänzlich frei von Schuld.

Als zeitlose Bilder dürften sich hingegen diejenigen herausstellen, die Machtbesessenheit, Geldgier und Größenwahnsinn thematisieren. Menschen mit diesen Eigenschaften gibt es reichlich und sie werden auch künftig immer wieder Anlass zu Wut, Betroffenheit und Handlungen liefern, welche es in Form von Kunst zu verarbeiten gilt.

Leider werden mir die Ideen daher wohl nicht so schnell ausgehen. Dafür passiert auf dieser Welt einfach zu viel Blödsinn.

www.cristau.de



Audio-Datei des Beitrags,
eingesprochen
von Wolfgang H. Weinrich

Zu viel Geld, zu viel Einfluss!

Privatvermögen reicher und superreicher Menschen – in Höhen, die mit dem BIP mittlerer EU-Staaten mithalten können – ist nicht demokratisch kontrollierbar. Erwirtschaftet wird es, wie jeder Wohlstand, gesellschaftlich. Auf diese Gesellschaft können Überreiche mehr Einfluss nehmen als andere Bürger:innen, und sie tun es auch.

Das denkt auch eine Mehrheit von rund 3.900 befragten Milliardär:innen aus den G20-Staaten: 77 Prozent von ihnen sagen, dass extrem Reiche politischen Einfluss kaufen können; 69 Prozent denken, ihr Einfluss bremst die politische Bekämpfung sozialer Ungleichheit.

Aber nicht die einzelnen extrem Reichen und ihre Entscheidungen sind das Problem. Das Problem ist, dass es Einzelnen strukturell möglich ist, so reich zu werden, dass ihre individuelle Vorliebe statt demokratischer Kontrolle darüber entscheidet, wie das Vermögen eingesetzt wird.

whw

Kommunales Wahlrecht für Obdachlose !

Bislang durfte bei der Kommunalwahl in Hessen wählen, wer seit mindestens sechs Wochen vor der Wahl mit seinem Hauptwohnsitz gemeldet war. „Eine Form von Ausgrenzung“, sagt die Sozialarbeiterin Eva Dettweiler vom Diakonischen Werk Groß-Gerau / Rüsselsheim, „denn demokratische Teilhabe ist die Basis für unser gesellschaftliches Zusammenleben“.

Bei der Kommunalwahl im März 2026 konnten auch wohnungslose Menschen wählen gehen. Die allermeisten sind regional verwurzelt, sodass sich ihre Stimmabgabe auf ihr direktes Umfeld auswirken kann. Unterstützung erfuhren sie vom Diakonischen Werk, das sie kurzfristig als Wohnsitzhafte meldete.



Russische Spezialitäten

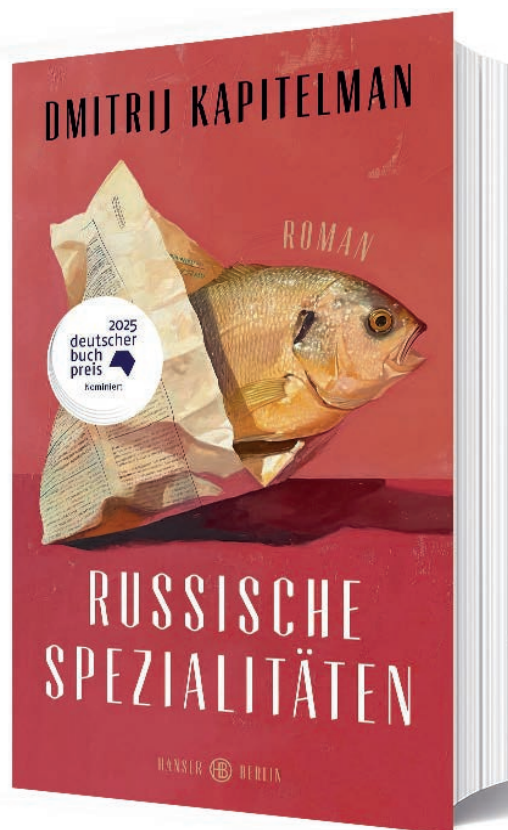
Diejenigen, für die „Russische Spezialitäten“ die erste literarische Begegnung mit dem Autor, Journalisten und Publizisten Dmitrij Kapitelman ist (wie für mich), treffen der Witz, aber auch die Unmittelbarkeit und Unbarmherzigkeit des Erlebens von Dima, dem Erzähler, mit voller Wucht. Dessen Lebensgeschichte ist in vielen Teilen von der des 1968 in Kyjiw geborenen Autors inspiriert, der mit acht Jahren als jüdischer Kontingentflüchtling nach Deutschland kam.

Die Familie zog nach Sachsen, genauer nach Leipzig, dorthin, wo auch der Erzähler sein neues Leben im frisch wiedervereinigten Deutschland beginnt, in dem die Wunden, die erst die Trennung und dann die Wiedervereinigung hinterlassen haben, überall zu spüren sind.

Von nun an lebt Dima in einer Form des „Dazwischen“ und „Fremdseins“. Er fällt in der Schule mit seiner Vorliebe für Mineralwasser aus der Heimat auf, das den anderen nicht schmeckt. Gleichzeitig bemüht er sich nach Kräften, den sprachlichen Ansprüchen der Kundschaft im Laden seiner Eltern für „Russische Spezialitäten“, dem *Magasin* zu genügen. Denen fällt spielend leicht, woran es dem Autor oft mangelt: Ihre Sprache (oder, wortwörtlich aus dem Russischen übersetzt, ihre Zunge) kommt mit den russischen Wörtern spielend zurecht. Eine Sprache, die doch eigentlich auch die „Mutter-Sprache“ des Erzählers ist und in der ihm dennoch so oft die Worte fehlen. Er bewundert die russische Literatur in der Buchabteilung und meint, die Fische in der Kühltheke, die er manchmal „sprechen“ hört, kicherten über ihn, weil er nicht einmal ihre russischen Namen auseinanderhalten kann.

Wer den Laden von Dimas Eltern betritt, taucht in eine vergangene und fremde Welt ein: mit der Klingel im Eingang, deren Bewegungsmelder so laut eingestellt ist, „dass man ihn noch in Kiyiw hören könnte“, und Ira, der Verkäuferin, die extra wegen ihrer Unfreundlichkeit eingestellt wurde, „damit die Kunden das heimatliche Gefühl beim Einkaufen nicht vermissen müssen“.

Die russische Sprache eint die Menschen im *Magasin*. In Käse, Quark, Smetana, Wodka, Limonaden und zig Sorten Weißkraut finden die *Наши*, die „Unsrigen“, das nostalgische Gefühl von Verbundenheit, das sich im „Russisch“ der Spezialitäten versteckt. Obwohl längst nicht alle von ihnen auch wirklich aus Russland kommen. Der *Magasin* mit seinen Kund:innen und Mitarbeiter:innen ist einer der Angelpunkte des Romans und es wächst beim Lesen schnell ans Herz. Auch wer noch nie in einem russischen Supermarkt gewesen ist, hat diesen dank der lebhaften und humorvollen Beschreibungen deutlich vor Augen und Ohren und in der Nase. Immer wieder spielt die Geschichte auch in der Wohnung, genauer in der Küche der Eltern, wo unablässig Putins Staatsfernsehen läuft.



Und noch ein „Ort“ ist immer gegenwärtig, schwebt über allem, als würde er nicht nur über die Vergangenheit, sondern die Gegenwart einer Familie Schatten werfen: die Ukraine. Die Heimat seiner Familie, in der zum Zeitpunkt der Handlung (2024) schon das dritte Jahr seit der russischen Vollinvasion angebrochen ist.

Seitdem fühlt der Erzähler einen Riss zwischen sich und seinen Eltern, besonders zur Mutter. Ihn zu überbrücken, kostet ihn große Mühe und lässt ihn oft wütend und verzweifelt zurück.

Wie soll man mit Eltern über die Schrecken des Krieges sprechen, wenn die eigene Mutter behauptet, dass Massaker nur geschauspielert werden? Dass der Westen nichts als Lügen verbreitet und heroische Soldatenserien im Staatsfernsehen die Wahrheit erzählen? Dima fühlt, wie sein Wunsch, Teil der Familie zu sein und seinem Gewissen treu zu bleiben, an ihm zerren und dass er keinen der zwei Grundpfeiler seiner Identität aufgeben möchte: Weder seine Liebe zur Ukraine und ihren Menschen auf der einen Seite noch seine Bewunderung für die russische Sprache auf der anderen Seite.

Die Liebe des Autors zur russischen Sprache und den Menschen, die sie sprechen, ist auf jeder Buchseite spürbar. Dass die Sprache des Romans auch im Angesicht der Konflikte und der Gewalt um ihn herum weder kalt noch abgebrüht wirkt, ist eine große Stärke dieses Buches.

Der Erzähler leidet und fühlt auf seine Weise mit beiden Facetten seiner Seele, der ukrainischen wie der auch der russischen, ohne die Gewalt und die Verbrechen zu relativieren.

Der Autor hat sich entschlossen, radikal zu spüren, und zahlt dafür den Preis der Eindeutigkeit und der Sicherheit, „doch auf der richtigen Seite zu stehen“. Diese Ehrlichkeit und Verletzlichkeit haben mich von Anfang an überzeugt.

Wer in dieser Zeit voller verhärteter Fronten auf der Suche nach Empfindsamkeit, Humor und Menschlichkeit ist, dem sei dieses Buch wärmstens ans Herz gelegt. Auch wenn der Autor auf die Frage nach einem Happy End entgegnet: „Manche sehen eines. Ich gehöre nicht dazu.“

Dmitrij Kapitelman:
Russische Spezialitäten

Hanser Verlag 2025,
192 Seiten

ISBN 978-3-446-28247-6



Foto: Wolfgang Schwiek



Audio-Datei des Beitrags

Persönliche Nachrichten

Hessen-Nassau

Ordinationsjubiläen:

April:

Ulrich Matthei, 13.04.1986
Wilhelm Resch, 19.04.1976
Dieter Sandori, 06.04.1986
Walter Ullrich, 11.04.1976

Mai:

Hartmut Clotz, 10.05.1959
Hans U. Hoffmann-Schaefer, 18.05.1986
Kurt Rainer Klein, 11.05.1986
Adolf Ludwig, 29.05.1966
Willi Hermann Merten, 14.05.1961
Dieter Michaelis, 25.05.1958
Jörg Schnellbach, 07.05.1959
Peter Uecker, 22.05.1966
Armin Witzlau, 15.05.1966

Geburtstage:

April:

Rainer Czekansky, 70 Jahre
Petra Dobrzinski, 60 Jahre
Gerhard Grau, 90 Jahre
Dirk Michael Gütgemann, 60 Jahre
Brigitte Kastl, 87 Jahre
Ulrich Matthei, 70 Jahre
Willi Hermann Merten, 92 Jahre
Wolfgang Radecke, 91 Jahre
Jörg Schnellbach, 94 Jahre
Edgar Weigel, 85 Jahre

Mai:

Erich Fischer, 87 Jahre
Kerstin Gütgemann, 60 Jahre
Michael Karg, 80 Jahre
Dorothee Limlei, 70 Jahre
Heinrich Meyer, 90 Jahre
Siegfried Vogler, 87 Jahre

Verstorben:

Wolfgang Löwe, 27.10.2025, 93 Jahre
Martin Ohly, 12.11.2025, 92 Jahre
Michael Heymel, 05.12.2025, 72 Jahre
Robert Kirste, 18.02.2026, 95 Jahre
Hermann Alves, 28.01.2026, 96 Jahre
Andreas Mann, 04.03.2026, 67 Jahre

Neue Mitglieder:

Felix Meuser
Marvin Trebbien

Kurhessen-Waldeck

Ordinationsjubiläen:

Nachträglich:

Gerhard Peter, 14.03.1976

April:

Ulrich Hartmut Köppelmann, 13.04.1986
Matthias Weidenhagen, 29.04.2001

Geburtstage:

April:

Sabine Bedbur, 75 Jahre
Reinhold Kalden, 80 Jahre
Winnifred Neie, 95 Jahre
Frank Nolte, 65 Jahre
Peter Otto, 88 Jahre
Annemarie Schleiter, 88 Jahre
Helmut von Dobschütz, 85 Jahre
Erika Wiegand, 90 Jahre
Ernst Wittekindt, 91 Jahre
Petra Zimmer, 70 Jahre

Mai:

Mechthild Berdux, 90 Jahre
Helga Gehrke, 88 Jahre
Käthe Hoffmann, 93 Jahre
Rotraud Mönner, 85 Jahre
Roswitha Slenczka, 86 Jahre
Margot Priesterbach, 70 Jahre
Heide Stalb, 85 Jahre
Erika Reichert, 95 Jahre

Verstorben:

Wolfgang Storch, 14.11.2025, 81 Jahre

Falls Sie Ihren Namen hier vermissen,
fehlt uns vermutlich Ihre Einverständnis-
erklärung zum Datenschutz.
Bitte reichen Sie diese dann nach.

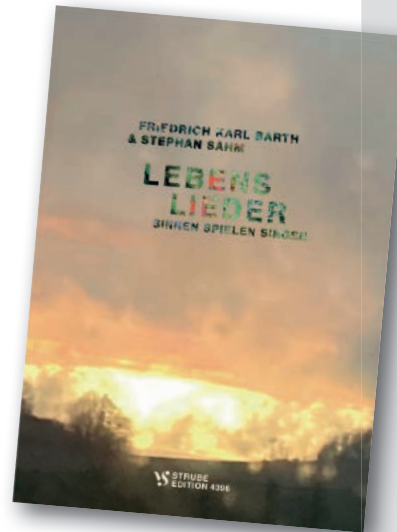
Friedrich Karl Barth / Stephan Sahn:

Lebens Lieder Sinnen Spielen Singen

Strube Edition 4396.

Es sind „in Wort und Ton gefasste Jahresringe des Lebens. Doch zeichnen sie keine beengenden Kreise, vielmehr eröffnen sie uns Lebensräume – Lebens Lieder“, so die Autoren.

Das Heft dokumentiert eine bald fünfzigjährige Freundschaft zwischen Friedrich Karl Barth und Stephan Sahn und beinhaltet 14 neue Lieder und fünf neue Tauflieder.



Jürgen Miksch:

Das Grundgesetz feiern!

Die Broschüre kann auf der Homepage der Stiftung gegen Rassismus eingesehen und heruntergeladen werden.

Eine gedruckte Version ist im Shop unter www.stiftunggegenrassismus.de/shop bestellbar.



Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen wird herausgegeben vom Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau e.V., Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. 069 471820, info@pfarrverein-ekhn.de, www.pfarrverein-ekhn.de und dem Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. 0561 9378-1219, sekretariat.pfarrverein@ekkw.de, www.ekkw.de/pfarrverein

Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen erscheint zweimonatlich und ist für Mitglieder kostenlos.

Redaktion: Wolfgang H. Weinrich (verantwortlich) / Sabine Gaßmann (Ass.) / Johannes Böttner / Dierk Glitzenhirn / Svenja Prust / Achim Ritz / Andrea Seeger / Dr. Dieter Schneberger

Redaktionsadresse: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Telefon 069 471820, redaktion@pfarrverein-ekhn.de

Layout/Satz: Markus Jöckel · pear-design.net

Druck: Lautertal-Druck Franz Bönsel GmbH

Auflage 3.300 Exemplare, ISSN – 0941 – 5475

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Redaktion behält sich vor, Beiträge, Leser:innen-Briefe etc. nicht zu publizieren oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autor:innen wieder. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen wird keine Gewährleistung oder Haftung übernommen. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Titel: Ostern darf nicht ausfallen, Christian Ristau, www.cristau.de

Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe: 17.04.2026

Impressum



pfarrverein-ekhn.de



ekkw.de/pfarrverein

„Eat the rich“, Christian Ristau, 120 x 120 cm, www.cristau.de

